

Begegnung mit Tieren



Der Zoodirektor erzählt

Prof. Dr. Wolfgang Ullrich

Begegnung mit Tieren

Z O O L O G I S C H E R G A R T E N D R E S D E N

Der Zoodirektor erzählt

Folge 15

Fotos: Honig (16), Ullrich (7), Berger (1), Thienel (1), Wurst (1), Archiv (4)

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden – VOB Union

II-9-19 Jt 3623-63 8365

ELEFANTEN

Meine erste Erfahrung mit Elefanten trug mir einige blaue Flecke ein. Das war im Jahre 1951. Ich erhielt von der Tierhandelsfirma RUHE einen Brief: „... und offerieren Ihnen, vorläufig freibleibend, ab Hannover, Verpackung leihweise gegen Frankorücksendung, zahlbar bei Übernahme

weiblichen indischen oder siamesischen Elefanten

unter 1,80 m Rückenhöhe (Bandmaß) 12 000 DM

über 1,80 m Rückenhöhe (Bandmaß) 15 000 DM.

Die Elefanten treffen voraussichtlich im März/April ein. Da lebhaft Nachfrage besteht, wäre ich Ihnen für baldige gefl. Auftragserteilung dankbar...“

Wenige Wochen später fuhr ich nach Hannover, um einen der angebotenen Elefanten für den Dresdner Zoologischen Garten zu kaufen.

1,30 m groß waren sie und standen an Ketten gefesselt. Mit ihren kleinen Rüsseln steckten sie sich die Mäuler mit Heu voll. Mitunter gaben sie quiet-schende Laute von sich, die mit einem kräftigen Trompeten seitens des großen Elefanten, der sich im Nebenstalle befand, beantwortet wurden. Jedes Kind wäre über dieses „lebende Spielzeug“ hoch erfreut gewesen. Ich streichelte die kleinen Kerlchen und überprüfte sie auf ihren Futterzustand. Einen kräftigen Appetit schienen sie alle von der Seereise mitgebracht zu haben, und sie nahmen es offensichtlich nicht übel, daß sie statt Reis nun Heu fressen mußten. Während ich so zwischen den Elefantenkindern herumließ und den verschrum-pelten Zwergen Brotstückchen zusteckte, rollte einer plötzlich seinen Rüssel ein, rannte gegen mich an und schleuderte mich gegen die Wand. Donnerwetter, Kräfte hatten sie, und so gutmütig, wie sie aussahen, waren sie nicht. Ich wurde etwas vorsichtiger im Umgang mit diesen Elefantenkindern.

Eine Entscheidung zu fällen war sehr schwer. Während ich ein Tier nach dem anderen abschätzte, meldete sich der im Nachbarstall stehende Elefant, ein Weibchen, etwa 2,20 m hoch und, wie wir später feststellten, 40 Zentner schwer, wiederholt mit lauten Trompetenstößen. Wenn diese Elefantenkuh auch die kleinen Neuankömmlinge nicht sehen konnte, so nahm sie doch ständig Witterung von ihnen, indem sie den Rüssel über die etwa 2,50 m hohe Stein-

mauer legte und jedes Quietschen der Kleinen mit tiefrollenden Tönen beantwortete.

„Sie können übrigens auch die Elefantenkuh kaufen“, sagte Ruhe, „sie ist in Hannover geboren, 7 Jahre alt und ein besonders gutmütiges Tier. Sie können unbesorgt zu ihr in den Käfig gehen.“ Das war die Lösung. In Deutschland geboren, seit Kindheit an das hier zur Verfügung stehende Futter gewöhnt. Damit sank das Risiko des Kaufes erheblich, denn Elefanten sind keineswegs so widerstandsfähig, wie allgemein angenommen wird. Besonders die Zeit der Futterumstellung ist für die kleinen Dickhäuter eine Krisenzeit, und außerdem sind sie, ehe sie sich eingelebt haben, gegenüber Witterungseinflüssen nicht ganz unempfindlich. Die Entscheidung war somit schnell herbeigeführt worden.

Carla, so wurde die halbwüchsige Elefantenkuh genannt, kam nach Dresden und eroberte sich im Sturm die Herzen aller großen und kleinen Tierfreunde. Welche Bedeutung ihrem Einzug in die Stadt beigemessen wurde, zeigte die Tatsache, daß der Rat der Stadt sogar, als Carla auf dem Wege zum Zoologischen Garten am Rathaus vorbeimarschierte, seine Sitzung unterbrach, auf den Balkon heraustrat und, mit dem Oberbürgermeister an der Spitze, ihr huldigte.

Selten ist wohl ein Zootier so beliebt geworden wie Carla, wobei allerdings vermerkt werden muß, daß ihre artistische Begabung sehr dazu beitrug. Carla hat nämlich in kurzer Zeit zahlreiche Kunststückchen erlernt. Sie spielt Leierkasten, bläst die Mundharmonika, schlägt dazu mit dem Schwanz die Pauke und bedient mit ihrem rechten Vorderbein das Schlagzeug. Aber damit noch nicht genug. Sie beherrscht auch meisterhaft das Kegelspiel, balanciert auf Flaschen und trägt sogar ihren Tierpfleger vorsichtig am Kopf fassend im Maul umher.

Diese Dressuren werden nicht nur zur Freude der Besucher durchgeführt, sondern dienen auch dazu, daß Carla sinnvoll beschäftigt wird und außerdem die Vorrangstellung ihres Meisters nicht vergißt. Und damit komme ich auf ein Problem zu sprechen, von dem die meisten Zoobesucher nichts ahnen. Wie häufig hört man vor den Gehegen der Tiere im zoologischen Garten die falsche Meinung der Besucher, daß die „armen Tiere sich nach ihrer Freiheit sehnen“. Wie sollten sie das? Schon eine flüchtige Überlegung würde zeigen, daß die meisten Zootiere die sogenannte freie Wildbahn nie kennengelernt haben und deshalb auch nicht vermissen können, denn sie sind in einem Zoo geboren. Die Wildfänge aber, die tatsächlich in den Steppen oder Urwäldern ihrer natürlichen Heimat das Licht der Welt erblickten, müßten sich erinnern können, wenn sie Sehnsucht nach der freien Wildbahn haben sollten. Wir wissen aber aus vielen Versuchen, daß die freie Erinnerung, also nicht das Wiedererkennen einer bekannten Person, eines Gegenstandes oder einer Umwelt auch bei höheren Tieren sehr beschränkt ist. Sie würde die Fähigkeit vor-

aussetzen, daß der Löwe sich nach Jahren noch die sonnenüberstrahlten Steppen Afrikas und der Schimpanse sich das Zwielichtdämmer des tropischen Regenwaldes vorstellen könnte. Tatsächlich sind aber Tiere vorwiegend Wesen der Gegenwart, die also im Heute leben und sich selten an das Gestern erinnern oder eine Vorstellung des Zukünftigen haben. Wenn sie für die Zukunft sorgen, etwa Futter im Herbst eintragen, um sich im kargen Winter davon zu ernähren, so tun sie das „instinktiv“, d. h., diese Verhaltensweise ist ererbt und geht weder auf eine Erfahrung zurück, noch ist dazu eine Überlegung notwendig. Wobei ich natürlich keinesfalls behaupten will, daß alle Handlungen im Tierreich instinktiv sind und es unter Tieren keinen Verstand gäbe. Auch möchte ich – schon um mir die Beantwortung einer Flut von Briefen zu ersparen – noch einmal hervorheben, daß Tiere auch ein gutes Gedächtnis haben, daß Hunde nach vielen Jahren noch ihren ehemaligen Herrn wiedererkennen und ihn schwanzwedelnd begrüßen, daß ihnen aber die freie Erinnerung, die Fähigkeit, auch in Abwesenheit des Herrn sich ihn vorzustellen, sehr gering gegeben ist. Gerade diese psychische Eigenschaft aber müßten sie sehr ausgeprägt besitzen, wenn die Meinung des Zoobesuchers, daß sich der Tiger nach dem indischen Dschungel sehnt, zu Recht bestünde.

Aber ein ganz anderes Problem bereitet dem Tiergärtner Kopfzerbrechen. Das ist die Beschäftigungslosigkeit seiner Tiere. Wenn Zootiere ein psychisches Leiden haben, das auf ihre Gefangenschaft zurückzuführen ist, vorausgesetzt natürlich, daß sie gut untergebracht sind und Artgenossen zugesellt bekamen, ist meist die Ursache dafür in der Langweile zu suchen. Das Leben in freier Wildbahn ist voller Spannungen und Gefahren. Der Tag ist durch die Nahrungssuche ausgefüllt, wobei das Tier ständig darauf achten muß, nicht ein Opfer des Feindes zu werden, der dem Zebra, der Antilope oder Giraffe in Gestalt des Löwen oder Leoparden auflauert. Das Raubtier wiederum hat genügend zu tun, um Beute zu machen, hat zu suchen, anzuschleichen, den richtigen Augenblick abzapassen und, wenn die Jagd erfolglos war, erneut nach Beute Ausschau zu halten. Das Tier ist also immer beschäftigt. Im Zoo wird ihm das Leben bequem gemacht. Das Futter wird in Form hochwertiger Nahrungsmittel in der Krippe angeboten. Die Sorge um das tägliche Brot fällt weg. Feinde sind auch nicht vorhanden, und das andere Geschlecht muß nicht aufgesucht werden, sondern ist immer da. Auch Rivalenkämpfe um die Auserwählte fallen mangels Nebenbuhler aus. Im Zoo passiert nichts. Das Leben ist sorgenfrei und gefahrlos, aber langweilig, und diese Langweile kann bei vielen Zootieren durch Dressuren bekämpft werden.

Die Kunststückchen der Elefanten haben außerdem noch den Zweck, diesen kräftigen und jedem Menschen an Stärke überlegenen Tieren zu beweisen, daß der Tierpfleger, auch wenn er körperlich bei weitem unterlegen ist, doch der Herr der Herde bleibt und die Stelle des Leitbullens, wenn es einen solchen

in der Elefantenherde gibt, was jedoch noch nicht geklärt ist, einnimmt. Es geht also um Disziplin und Gehorsam, die für die Pflege dieser Tiere und den Umgang mit ihnen dringend notwendig sind. Wenn der Tierpfleger seine Vorrangstellung nicht immer wieder betont, was keinesfalls durch Strafen geschehen muß, wird ihm diese Vorrangstellung eines Tages von einem seiner Elefanten mit Elefantenmitteln streitig gemacht werden. Das aber kann den Tod des Tierpflegers bedeuten, weil eben Elefanten gewöhnt sind, ihre Forderungen mit Elefantenkräften durchzusetzen, und dabei nicht berechnen, daß ein kräftiger Stoß, der für einen Elefanten einen blauen Fleck bedeutet, der allerdings nie in Augenschein treten wird, weil die Blutgefäße bei Elefanten tief unter der dicken Haut liegen, für den Tierpfleger ein Totschlag sein kann. Ordnung muß sein, und Appell müssen Elefanten vor ihrem Tierpfleger haben. Wie sonst wäre eine Hufpflege möglich, die doch dringend notwendig ist, weil sich im Zoo die Hufnägel nicht so schnell abnutzen wie in freier Wildbahn. Auch das tägliche Bad, das Abduschen mit dem Gartenschlauch ist nur möglich, wenn Carla auf die Befehle ihres Herrn hört und ihm gehorcht. Und was sollte geschehen, wenn Elefanten einmal krank werden? Der Tierarzt muß den Elefanten untersuchen können ohne dabei sein Leben auf das Spiel zu setzen. Er muß die Körpertemperatur messen können, wobei er mit dem ganzen Arm tief in den Enddarm hineinfährt, damit das Thermometer auch ein klares Bild von der Höhe des Fiebers gibt. Er muß die Ohrvene anstechen können, die es ihm ermöglicht, in den Blutkreislauf direkt das Medikament zu spritzen. Der Tierpfleger steht dabei, und seine Autorität verhindert eine Panikstimmung beim Elefanten. Elefanten haben nämlich schwache Nerven. Insofern gilt das Sprichwort von der dicken Haut nicht für Elefanten.

Nun könnten meine behelrenden Worte den Eindruck erwecken, als wäre Carla ein Engel unter den Elefanten, und es gäbe im Dresdner Zoologischen Garten diesbezüglich keine Sorgen. Das entspricht aber keinesfalls den traurigen Tatsachen, die wir in letzter Zeit mit Carla erlebten. Sie hat Launen, und diese Launen stammen wahrscheinlich von ihrem Vater, der ein bösertiger Elefantenbulle war, denn gegen ihre Mutter ist nichts zu sagen. Ich habe sie vor Jahren im Zoologischen Garten Gelsenkirchen kennengelernt, wo sie sich durch ihre Gelehrsamkeit auszeichnete und mit ihren Vorführungen, wie ihre Tochter in Dresden, die Menschen erfreute. Wenn es also eine Vererbung von Begabung bei Elefanten gibt – und warum sollte es das nicht geben – ohne dabei die Bedeutung der Erziehung zu unterschätzen, so hat Carla diese Anlage ihrer Mutter zu verdanken. Andererseits hat jeder seine Charakterfehler, auch jeder Elefant. Das habe ich in der Herde zahmer Reitelefanten erlebt, die auf ihren Rücken in Kaziranga die Touristen in das Reservat der Panzernashörner tragen, und auch jeder Dompteur kann davon ein Lied singen, der im Zirkus Elefanten abrichtet und vorführt. Insofern ist also auch Carla keine Ausnahme.

Kriegselefanten und Mastodonten

Wie Elefanten gefangen, gezähmt und als Arbeitstiere abgerichtet werden, wußten die Menschen in Indien wahrscheinlich schon 3 000 Jahre v. u. Z., denn es wurden in alten Kulturschichten neben Knochen verschiedener Haustiere auch solche von Elefanten gefunden. Wann sie jedoch zum ersten Male im Kriegsdienst verwendet wurden, läßt sich heute nicht mehr genau feststellen. Alexander der Große, das wissen wir aus den Berichten des Geschichtsschreibers Arrianus, lernte im Jahre 331 v. u. Z. Kriegselefanten kennen, die von den Persern in der Schlacht bei Gaugamela eingesetzt wurden. Als er später auch Indien überfiel, stand sein Heer häufig Kriegselefanten gegenüber, die unter dem Fußvolk und den Reitern große Verwirrung anrichteten. Ihre Aufgabe war es, die Front des Feindes zu durchbrechen und der dicht nachfolgenden Infanterie den Weg hinter die Linien des Gegners zu bahnen. Auf ihrem Rücken saßen, hinter einer Brustwehr verborgen, die Bogenschützen, die von diesem erhöhten Sitz aus ein weites Aktionsfeld hatten. Es ist nicht schwer, sich die Panik vorzustellen, die eine solche stampfende Front von über hundert Elefanten unter den Soldaten des Feindes auslöste. Pferde bäumten sich auf, warfen ihre Reiter ab und galoppierten davon. Das Geschrei der Angreifer wurde vom schrillen Trompeten der grauen Riesen übertönt, die sich als lebende Mauer heranschoben. Die Waffen schienen untauglich gegenüber diesen „Panthern“ zu sein. Unter ihren Säulenbeinen wurde jeder und alles zerstampft. Aber die verheerende Wirkung beruhte nur auf der Überraschung durch das Unbekannte. Es bedurfte keiner langen Erfahrung im Kampf gegen Kriegselefanten, um festzustellen, daß diese Dickhäuter sehr sensibel sind und nur wenig Geschick dazu gehört, sie in die Flucht zu treiben oder sogar – den Speiß umdrehend – gegen ihre eigenen Herrn einzusetzen. Auch der Erfolg, den Hannibal mit seinen Elefanten in den Gefechten gegen die Römer hatte, war nur von kurzer Dauer. Denn im Wesen unterscheiden sich die afrikanischen Elefanten, die Hannibal benutzte, kaum von ihren indischen Vettern, wenn sie auch – wollen wir den alten Geschichtsschreibern glauben – ihnen im Krieg unterlegen gewesen sein sollen. Dieses Urteil wurde wahrscheinlich nach der Schlacht bei Raphia gefällt, wo Antiochos III. von Syrien im Jahre 217 v. u. Z. mit 120 indischen Elefanten Ptolemaios IV. von Ägypten angriff, der in seinem Heer 73 afrikanische Elefanten kämpfen ließ. Die Syrier schlugen die Elefanten ihres Gegners zurück, töteten 16 und nahmen die restlichen gefangen, während sie selbst nur 9 Elefanten verloren. Trotzdem fiel aber den Ägyptern der Sieg bei Raphia zu. In den Aufzeichnungen von Gajus Secundus Plinius können wir lesen, daß die indischen Elefanten größer gewesen seien und den afrikanischen Artgenossen Furcht einflößten. Diese und ähnliche Behauptungen anderer Geschichtsschreiber lassen vermuten, daß die Ägypter

eine Elefantenrasse in Nordafrika zähmten, die kleiner war als der heutige Steppenelefant.

Die afrikanischen Elefanten, die Hannibal im zweiten punischen Kriege (218 bis 201 v. u. Z.) nach Italien brachte, waren keinesfalls die ersten Kriegselefanten, die den Römern gegenüberstanden. Schon der König Pyrrhos von Epirus brachte im Jahre 280 v. u. Z. indische Elefanten nach Italien, die zum ersten Male in der süditalienischen Landschaft Lucanien gegen das Heer der Römer antraten und eine heillose Verwirrung anrichteten. Sie wurden von den Römern lukanische Ochsen getauft. Zur gleichen Zeit standen in den Ställen von Karthago dreihundert afrikanische Elefanten, von denen im ersten punischen Krieg etwa einhundertvierzig in Sizilien gefangengenommen und als Kriegsbeute nach Rom gebracht wurden. Hannibal brach im zweiten punischen Krieg mit siebenunddreißig Elefanten auf, verlor aber schon auf dem Marsch durch Spanien, über die Pyrenäen und die Alpen nach Italien neunundzwanzig Elefanten. Nachdem die Römer Karthago zerstört hatten und selbst für die Verwendung von Elefanten im Kriegsdienst kein Interesse zeigten, geriet die Kunst der Zähmung und Ausbildung dieser Dickhäuter in Afrika immer mehr in Vergessenheit. Der Versuch, sie für friedliche Zwecke einzusetzen und wie in Indien als Arbeitstiere zu verwenden, wurde in Afrika bis zum Jahre 1898 nicht unternommen. Deshalb konnte sich auch die Meinung verbreiten, daß die Zähmung des afrikanischen Elefanten nicht möglich sei. Jedoch haben noch bis in unsere Tage hinein Elefanten im Kriege eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Als nämlich die Japaner Hinterindien überfielen, wurden die Elefanten, die als Holzfäller in den Urwäldern Birmas gearbeitet hatten, eingesetzt, um Flüchtlinge nach Indien zu bringen und später auch Brücken für die englischen Truppen zu bauen, die sich während der Regenzeit über die reißenden Ströme nach Assam zurückzogen. Hunderte von Elefanten halfen, die steckengebliebenen Fahrzeuge aus Schlamm und Morast herauszuziehen, und viele Verwundete verdanken ihr Leben den Elefanten, die sie auf ihrem Rücken über schmale Gebirgspässe hinweg in Sicherheit brachten. Als die Elefanten für kurze Zeit in die Hände der Japaner fielen, wurden sie für den Nachschub verwendet, der von englischen Sturzkampfflugzeugen laufend angegriffen wurde. Sie hatten schwere, durch Bombensplitter gerissene Wunden. Die Säure aus den Akkumulatoren der Funkgeräte, die sie transportieren mußten, war ihnen über den Rücken gelaufen und hatte schmerzhaft Verätzungen verursacht. Vielen der Tiere hatten die Japaner die Stoßzähne abgesägt, um sich das Elfenbein anzueignen und hatten damit diese Elefanten in ihrem Wert als Arbeitstiere sehr herabgemindert, weil beim Transport von Baumstämmen der Elefantenbulle den Stamm auf seine Zähne legt und mit dem Rüssel festhält. Die englische Zeitung „Daily Mail“ berichtete nach Vertreibung der Japaner aus Hinterindien, daß 4 000 Elefanten in Birma vermißt

werden. Sicherlich ist ein großer Teil dieser Vermißten gestorben, aber viele werden auch wieder zu ihren wilden Brüdern im Dschungel zurückgekehrt sein, die sie freundlich in ihrer Herde aufnahmen. Würde man ihnen heute begegnen, so könnte man ihnen nicht anmerken, daß sie vor Jahren schwere Teakholzstämme in den Wäldern Hinterindiens schleppten und im Kriege bei Freund und Feind ihren Dienst verrichteten, so wie der Mensch es ihnen befahl. Vor etwa 35 Millionen Jahren, somit also im frühen Tertiär, lebte auf unserer Erde das Moeritherium, das älteste bisher bekanntgewordene Rüsseltier. Seine versteinerten Knochen, die in Ägypten gefunden wurden, geben uns Auskunft über den Körperbau dieses Tieres, das mit dem noch unbekanntem Stammvater des Geschlechtes der Rüsseltiere nahe verwandt gewesen sein muß. In den feuchtheißen, von täglichen Gewittern heimgesuchten Sumpfwäldern der Braunkohlenzeit, wie das Tertiär auch genannt wird, weil wir die Wälder dieser Epoche in unseren Braunkohlenflözen wiederfinden, suchte das Moeritherium nach pflanzlicher Nahrung. Mit besonderer Vorliebe hat es Wurzeln gefressen, denn dafür sprechen seine Stoßzähne, die nicht nur, wie bei den heutigen Elefanten im Oberkiefer, sondern auch im Unterkiefer saßen. Diese Stoßzähne hatten sich aus Schneidezähnen entwickelt und wurden wahrscheinlich zum Ausheben der locker im Sumpf sitzenden Wurzeln verwendet. Wenn das Moeritherium schon einen Rüssel besaß – mit Sicherheit können wir darüber keine Aussagen machen –, dann kann er nur sehr kurz gewesen sein, ähnlich dem Rüssel der Tapire, denen es auch in seiner Körpergröße glich, denn es erreichte nur eine Höhe von 70 cm.

Aus der nächsten Verwandtschaft dieses Moeritheriums gingen die Mastodonten hervor, die in ihrer Leibesgestalt unseren Elefanten schon sehr ähnlich waren, in der Form ihres uns seltsam anmutenden langgestreckten Kopfes jedoch sich stark von ihnen unterschieden. Die Stoßzähne im Unterkiefer waren im Laufe der Millionen Jahre noch länger geworden, und mit ihnen hatte sich auch der ganze Unterkiefer verlängert. Der Rüssel aber blieb klein, denn er hatte als Greiforgan noch keine Bedeutung und lag auf den unteren Stoßzähnen, die vollendet ausgebildete Grabschaufeln darstellten. Aber diese Entwicklung brachte Schwierigkeiten für den gesamten Bauplan dieser Tiere mit sich. Der Schädel war sehr schwer und konnte deshalb auch nur von einem kurzen, kräftigen Hals getragen werden. Außerdem wurden diese langschädlichen Futterspezialisten durch das Austrocknen der riesigen Sumpfbereiche in ihrem Lebensbereich immer mehr eingeschränkt. So finden wir schon bald andere Mastodonten, deren Unterkiefer und untere Stoßzähne sich zurückbildeten, wobei sich aber gleichzeitig ihr Rüssel verlängern mußte, denn ihr Schädel blieb groß und schwer, auch wenn sich Hohlräume in ihm bildeten, die sein Gewicht etwas verringerten. Deshalb mußte auch der Hals kurz bleiben, sonst hätte er den schweren Kopf nicht tragen können. Damit aber er-

hielt der Rüssel eine neue Aufgabe: Wenn die Kürze des Halses es nicht mehr gestattete, mit dem Maul bis zum Boden hinab zu gelangen, um Nahrung und Wasser aufnehmen zu können, so mußte der Rüssel zum Greiforgan und Saugrohr werden, das Futter und Flüssigkeit zum Maul transportiert. An seiner Entstehung sind Nase und Oberlippe beteiligt.

Die weiter voranschreitende Verschlechterung des Klimas lichtete die tropischen Urwälder, in denen einst der Stammvater der Elefanten lebte. Aus den Verwandten des Südelefanten, dem größten Vertreter der Rüsseltiere, der jemals auf unserer Erde gelebt hat, er erreichte eine Höhe von 4,50 m, gingen einerseits die Ahnen des indischen Elefanten hervor, die sich in wärmere Gebiete zurückzogen, und andererseits die Steppenelefanten, die sich an das Leben in den kühleren Steppengebieten Mitteleuropas anpaßten. Wo einst feucht-heiße Regenwälder üppig wucherten, dehnten sich schließlich nur noch weite, von kühlen Winden überwehte Grasflächen aus. Gras bildete auch die Hauptnahrung des Steppenelefanten, der später zum Stammvater des Mammuts wurde, das vor den heranrückenden Gletschern nicht zurückwich.

Etwa 700 000 Jahre vor der Gegenwart machen sich die ersten Anzeichen einer großen Umwälzung in der Natur bemerkbar. Viele Großsäugetiere, die sich an das warme Klima und die tropische Umwelt angepaßt hatten, starben aus oder wanderten langsam nach Süden. Neue Tierformen entstanden. Im Norden unserer Erde schoben sich die riesigen Gletscher zum großen Inlandeis zusammen, und die mitteleuropäischen Hochgebirgsgletscher wuchsen und wanderten zu Tale.

Den Mastodonten wurde der letzte Lebensraum genommen. Sie starben aus. In den eisfreien Räumen sammelten sich Tiere der Tundra: Moschusochsen, Rentier, Wildpferd, Steppenwisent und Rothirsch. Hier lebten auch die Übergangsformen vom Steppenelefanten zum Mammut, dem dichtbehaarten Elefanten der Eiszeit, die ihre Herrschaft in Europa, Asien und Nordamerika angetreten hatten.

Das Mammut, der ausgestorbene dichtbehaarte Verwandte unserer Elefanten, ist uns recht gut bekannt. Bis zum Jahre 1915 wurden 50 000 mehr oder weniger gut erhaltene Mammutfunde gemacht, darunter auch 39 Kadaver mit Haut und Haaren, die im sibirischen oder nordamerikanischen Dauerfrostboden lagen und von denen einige noch so frisch waren, daß die Hunde der Expedition sich auf das Fleisch der Tiere stürzten. Zwischen ihren riesigen Backenzähnen steckten sogar noch die Überreste ihrer letzten Mahlzeit. Die Bestimmung dieser Pflanzen im Maul, Magen und Darm der eiszeitlichen Riesen ergab, daß sich das Mammut im Winter vorwiegend von den Zweigen und Trieben der Lärchen, Fichten, Föhren, Weiden und Birken, im Sommer aber von Gras ernährt hat.

Plötzlich mußte sie der Tod überrascht haben, so schnell, daß sie nicht einmal

mehr Zeit hatten, das Futter hinunterzuschlucken oder auszuspeien. Es sind zahlreiche sehr unterschiedliche Vermutungen über die Todesursache dieser Mammuts ausgesprochen worden. Aber erst im letzten Jahr ist eine befriedigende Erklärung gefunden worden. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie der Kältetod überraschte, denn an das Leben in Schnee und Eis waren sie gut angepaßt. Sie trugen eine neun Zentimeter dicke Fettschicht unter der Haut, und die Haare ihres dichten Pelzes wurden am Bauch bis zu einem halben Meter lang. Sie sind also sicher nicht den Schneestürmen erlegen, sondern im Schutt und Schlamm der Ströme versunken und erstickt. In den Tundren, der Heimat des Mammuts, setzt im späten Frühjahr das Tauwetter ein. Die Flüsse schwellen an und führen riesige Schlamm-Mengen mit sich, die sie teilweise an ihren Ufern absetzen. Auf der Suche nach den ersten in der Frühlingssonne hervorsprossenden grünen Gräsern geriet der behaarte Riese, der in Sibirien eine Schulterhöhe von 2,80 m, also nicht ganz die Größe unserer heutigen Elefanten erreichte, auf die trügerischen Böden. Der im Winter gefrorene Schlamm war aufgetaut, und das Mammut versank in ihm oder rutschte die Böschung hinab, um im Morast des Flusses hilflos steckenzubleiben und zu erstickten.

Neuere sowjetische Untersuchungen haben ergeben, daß die Kadaver, die im Lenadelta gefunden wurden, etwa 30 000 Jahre alt sind. Diese Mammuts haben somit in der letzten Zwischeneiszeit gelebt, also in der vorgeschichtlichen Zeit des Menschen. Für die Tatsache, daß der Mensch das Mammut nicht nur lebend gekannt, sondern auch gejagt hat, haben wir zahlreiche Belege in den Höhlenmalereien und Skulpturen, die uns steinzeitliche Künstler hinterließen. Daß diese Jagden oft von großem Erfolg waren und das Fleisch des Mammuts für unsere Urahnen eine sehr wesentliche Bedeutung hatte, beweist ein bei Prédmosti in der ČSSR entdecktes Lager der Mammutjäger, in dem die Überreste von mindestens 1 000 Mammuts gefunden wurden. Vielleicht ist der Anblick der im Schlamm eingesunkenen Mammuts für die Jäger sogar eine Anregung gewesen, künstlich zu gestalten, was den Tieren zum natürlichen Verhängnis wurde, die Fallgrube.

Aber die Diskussion über die Todesursache der uns im ewigen Eis überlieferten Mammuts läßt eine andere Frage anklingen, die mindestens ebenso häufig durch die Literatur gegangen ist: Gibt es Elefantenfriedhöfe? Dabei wird von der Tatsache ausgegangen, daß nur selten die Leichen gestorbener Elefanten in den Steppen Afrikas oder den Dschungeln Indiens gefunden wurden. Will man den zahlreichen abenteuerlichen Schilderungen glauben, so haben schon viele Elefantenjäger nach den sagenhaften Elefantenfriedhöfen, zu denen die Riesen wandern sollen, wenn ihre Kräfte schwinden, gesucht, ohne daß jedoch ihre Bemühungen erfolgreich waren. Nichts deutet auf das Vorhandensein solcher Sterbeplätze hin. Warum sollten überhaupt Elefanten-

kadaver gefunden werden? Wenn in den Tropen ein Tier stirbt, ob eine kleine Gazelle oder ein Elefant, so wird sein Leichnam in kürzester Zeit in den Mägen der Geier, Marabus, Schakale und Hyänen beerdigt. Die von den Aasfressern verschleppten Knochen unterliegen dem in den heißen Klimagebieten besonders schnellen Fäulnisprozeß und zerfallen schließlich, von der Sonne ausgeglüht und vom Regen ausgewaschen, zu Kalkstaub. Außerdem werden einige Tiere ihre letzten Stunden, wenn ihr Körper vom Fieber geschüttelt wird, in Seen, Sümpfen und Flüssen verbringen, um ihren quälenden Durst zu stillen. Wenn sie sich schließlich erschöpft zum letzten Schlaf niederlegen, bedeckt das Wasser ihre Körper. Es bedarf also die Tatsache, daß nur selten Überreste von Elefanten gefunden werden, keiner außergewöhnlichen Deutung. Außerdem beweisen die Berichte der Wildhüter in den Nationalparks Afrikas, daß bei Ausbruch einer ansteckenden Krankheit, die in kurzer Zeit viele Elefanten dahinrafft, die Kadaver dieser Tiere durchaus gefunden werden und nicht an einem bestimmten Ort, zu dem sie sich alle hingezogen fühlen, sondern jeweils dort, wo der Tod sie überraschte. So gehören die Elefantenfriedhöfe dorthin, wo sie wohl auch entstanden sind, in die Phantasie des Abenteuerschriftstellers, der mit der Lebensweise der Tiere wenig vertraut ist.

Das weiße Gold, das Elfenbein, ist zum Schicksal der Elefanten geworden. Jagte der Steinzeitmensch das Mammut noch seines Fleisches wegen, so jagt der Mensch unserer Zeit den Elefanten seiner Stoßzähne wegen. Wie kam es überhaupt zur Ausbildung derartiger riesiger Schneidezähne? Als sich bei den Mastodonten die Stoßzähne im Unterkiefer zurückbildeten, übernahmen wahrscheinlich die Stoßzähne im Oberkiefer deren Funktion und wurden zu Grabschaufeln. Erst der Übergang zum Leben auf festem und nicht mehr sumpfigem Boden ließ sie als Grabwerkzeuge überflüssig werden. Jetzt waren sie auch keiner starken Abnutzung mehr ausgesetzt und konnten ein Riesenmaß erreichen, wie wir es von den langen gebogenen Stoßzähnen der Mammuts kennen. In Form von Billardkugeln und Klaviertasten begegnen wir heute in Europa den Stoßzähnen der afrikanischen Elefanten, denn die indischen Elefanten bilden nur selten und dann auch nur im männlichen Geschlecht schweres Elfenbein aus. Dieser Mangel ist ihr bester Schutz, denn ihnen ist deshalb nie so nachgestellt worden wie ihren afrikanischen Vettern. Dafür aber hat man sie eingefangen, gezähmt und zu Arbeitselefanten verwendet.

Ich habe es noch auf meiner ersten Afrikareise im Jahre 1955 erlebt, daß verschiedene Farmer und Berufsjäger in der Vorweihnachtszeit auf Elefantenjagd gingen, um sich durch den Verkauf des Elfenbeins Geld für die Weihnachtsgeschenke zu verdienen. Dabei wurden die Jagdgesetze bedenkenlos umgangen, sogar von den ehrenamtlichen Wildhütern, deren Aufgabe es eigentlich ist, über die strenge Einhaltung dieser Gesetze sorgsam zu wachen. Es war eine abscheuliche Ironie, daß die verlockende Aussicht auf zusätzlichen

Geldverdienst die Hüter des Gesetzes selbst zu Verbrechern werden ließ. Auf den Jagdschein der Großmutter wie auch des Säuglings wurden Elefanten geschossen, wurde „Elfenbein gemacht“. Bei diesen Safaris ließen sich die Jäger von ihren afrikanischen Jagdgehilfen begleiten, die das Geld für einen Jagdschein, der sie in die Lage versetzt hätte, sich und ihre Familie mit Fleisch zu versorgen, nicht aufbringen konnten, aber schwer bestraft wurden, wenn sie von demselben ehrenamtlichen Wildhüter, dem sie jetzt beim Jagdvergehen helfen mußten, beim Wildern überrascht wurden. Das ist eine der vielen Verfehlungen, die es heute den Naturschützern so schwer machen, das Vertrauen der Afrikaner zu gewinnen. Mit Recht zweifeln die Afrikaner, daß es ehrlich gemeint ist, wenn sie der weiße Mann bittet, ihre Tierwelt zu schützen. Viele Berufsjäger haben in vergangener Zeit von der Elfenbeinjagd gelebt, sogar sehr gut gelebt, wie der Bericht des Herrn Hunter beweist, den ich hier folgen lasse:

„Elefantenjagd war damals ein rentables Geschäft. Elfenbein brachte 24 Schilling pro Pfund bei, sagen wir, durchschnittlich 150 Pfund je Paar guter Stoßzähne. Eine 11,4-mm-Patrone aber kostete nur 1,5 Schilling, und beinahe mit jedem Schuß konnte ein erfahrener Jäger einen Elefanten zur Strecke bringen – selbst für einen Schotten wie mich eine sehr befriedigende Handelsspanne . . . Alles in allem, ich verdiente als Berufsjäger recht gut. Ursprünglich hatte ich monatlich fünfzig Pfund bezogen. Allmählich aber hatte sich mein Gehalt auf zweihundert gesteigert; und wenn man den Ertrag des Elfenbeins und gelegentliche Geschenke wohlhabender Jagdherren – etwa eine teure Büchse oder eine luxuriöse Lagerausrüstung – mitrechnet, stand ich mich etwa ebenso wie der Gouverneur der Kolonie.“

Auch Hans Schomburgk ist erfolgreicher Elfenbeinjäger gewesen. In einem seiner letzten Bücher nennt er die Zahl der Elefanten, die er bis zum Jahre 1911 tötete:

„Insonderheit hatte sich mein Ruf als Elefantenjäger herumgesprochen. Es kam die Frage, die kommen mußte:

„Wieviel Elefanten haben Sie denn geschossen?“

„Dreiundsechzig“, antwortete ich. Ich wußte es genau, ich hatte über meine Jagdbeute – insgesamt rund achthundert Stück Großwild – in meinem Tagebuch genaue Aufzeichnungen gemacht.

„Schwindler!“ lautete die Antwort, anscheinend ganz im Widerspruch zu dem großen Hallo, mit dem man mich empfangen hatte. Ich nahm einen kräftigen Schluck aus meinem Whiskyglas.

„Warum stellen Sie Ihr Licht so unter den Scheffel?“ fragte ein anderer. Noch ehe ich antworten konnte, fuhr er fort: „Sie haben Pech! Gestern war der Kapitän X da, der kennt Sie zwar nicht persönlich, um so besser aber Ihren Ruf. In Ostafrika gelten Sie als Wilddieb. Und warum? Weil Ihre Jagdbeute so

unermesslich ist, daß sie nicht nur außerhalb der Wildreservate zusammengeschossen worden sein kann. Wollen Sie leugnen, daß Sie allein in Ostafrika weit über hundert Elefanten erlegt haben?

Ich leugnete nicht. Einmal war ich stolz darauf, daß mein Ruf als Nimrod bis in den Klub von Monrovia gedrungen war, wo er mir ebenfalls nützen konnte, gewiß nicht schaden. Und dann – mein Leugnen wäre noch teurer geworden. Also bestätigte ich, was der Kapitän X von mir berichtet hatte.“

Bei weitem übertroffen wird Schomburgk durch den Franzosen Kespars, der 1 200 Elefanten erlegte. Diese Zahlen mögen genügen, um zu zeigen, wie unvorstellbar zahlreich die Elefanten noch vor wenigen Jahren in Afrika gewesen sein müssen.

Bittere Erfahrungen mit Menschen

Wilden Elefanten bin ich in den Steppen Ostafrikas und in Indiens Dschungeln begegnet. Wenn ich überhaupt von gefährlichen Situationen sprechen darf, in die ich auf meinen Reisen in den Tropen geraten bin, so wurden sie von Elefanten verursacht, wenn auch die Schuldfrage dabei nicht in jedem Falle vollkommen geklärt ist, denn immer fehlte uns die Kenntnis über die Erfahrungen, die diese Tiere bisher mit Menschen gemacht hatten. Ich glaube, daß man bei vorsichtigen Schätzungen annehmen darf, daß außerhalb der Naturschutzparks mindestens jeder fünfte Elefant eine Gewehrkugel in seinem Körper mit sich umherträgt. Da es eigentlich nur zwei Zielpunkte am Riesenkörper des Elefanten gibt, die bei Eindringen eines Geschosses den schnellen Tod herbeiführen, das Herz und das Gehirn, und der Schuß auf den Kopf einem Blattschuß vorgezogen wird, weil er leichter anzubringen ist, denn oft ist der Leib vom hohen Gras, Sträuchern oder Bäumen verdeckt, stecken bei den meisten angeschossenen Elefanten die Kugeln im Schädel. Einer der eifrigsten Großwildmörder unserer Tage, Hans Otto Meißner, schreibt dazu: „Aber die Stelle, da er von Angesicht zu Angesicht tödlich zu treffen ist, hat nicht viel Raum. Sie liegt etwa drei Finger breit über der Linie zwischen beiden Augen. Besser ist es, nicht genau in die Mitte dieser Linie zu halten, sondern knapp links und rechts davon. Aber auch dieser Schuß ist nur tödlich, wenn er nicht schräg von unten abgegeben wird, weil das Geschoß dann über dem Gehirn einschlägt und in dem dicken Knochen des Schädels steckenbleibt . . .“

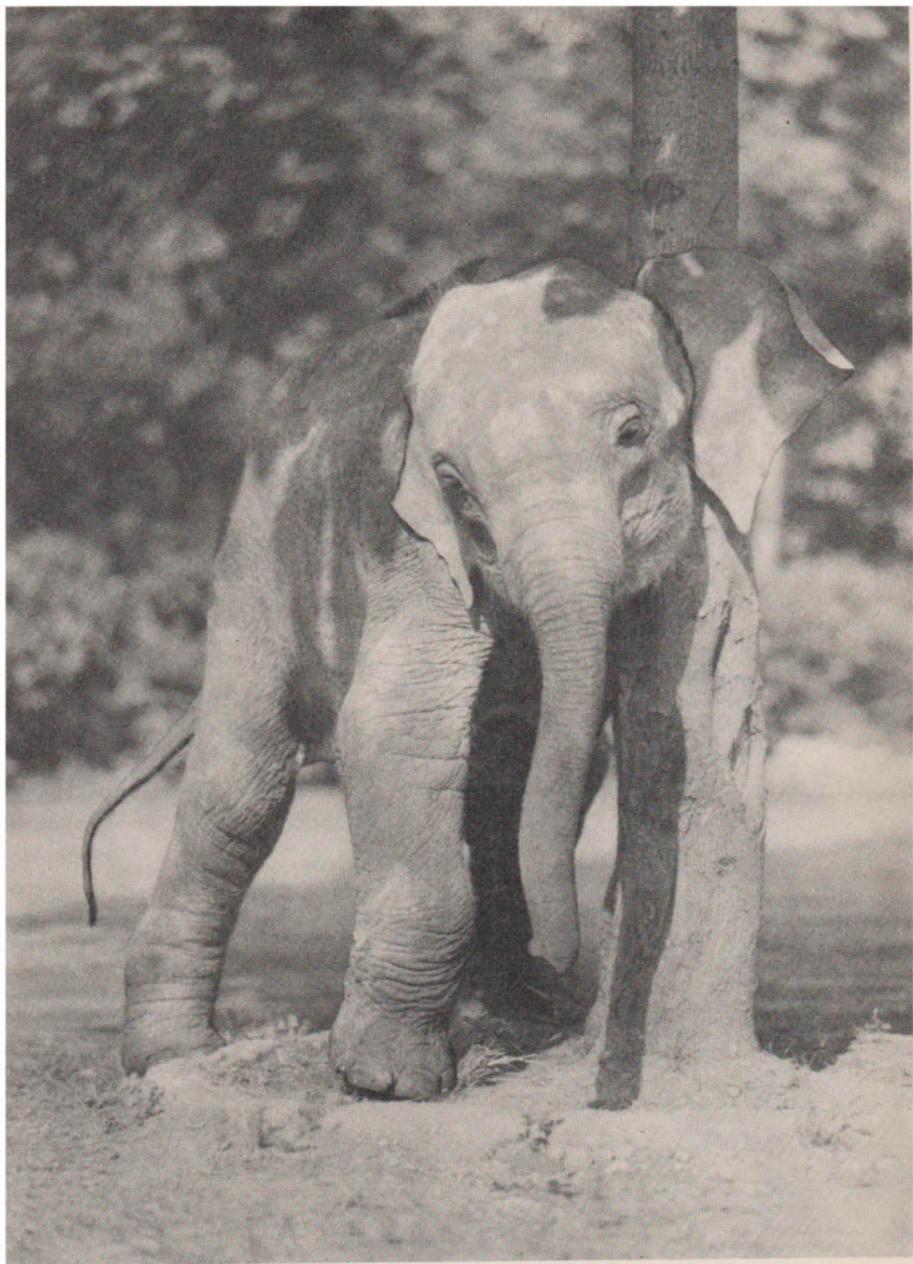
Als ich im Dezember 1956 mit meiner Frau einen Farmer auf der Elefantenjagd in die Masaisteppe begleitete, erreichten wir am Spätnachmittag des ersten Safaritages ein Masaidorf. Wir fragten die großen schlanken Hirten, ob sie in den letzten Tagen Elefanten gesehen hätten. „Weit, sehr weit von hier sind Elefanten“, erhielten wir zur Antwort. Da der Tag bereits seinem Ende zu ging, beschlossen wir, in der Nähe des Dorfes unser Zelt aufzuschlagen. Wir waren

noch beim Aufbau des Zeltes, als wir ein Motorengeräusch hörten. Zwei Buren kamen mit einem Lastwagen aus der Steppe. Sie hatten vier Elefantenstoßzähne geladen. Die Elfenbeinjagd hatte aber mehr Tage in Anspruch genommen, als die Südafrikaner geglaubt hatten. Deshalb waren ihnen die Zigaretten ausgegangen. Sie fragten uns, ob wir ihnen aushelfen können. Während sie in gierigen langen Zügen den Rauch einsogen, berichteten sie uns von ihrem Glück. Nach langem Suchen waren sie auf die Dickhäuter getroffen, aber erst nach Tagen zum Schuß gekommen, weil das hohe Steppengras ihnen immer die Sicht genommen hatte. Schließlich war es aber doch gelungen, und sie hatten zwei Elefanten erlegt. Der Masaiführer, den die Buren auf ihre Jagdsafari mitgenommen hatten, stammte aus dem Dorf, in dessen Nachbarschaft wir lagerten. Er erhielt von den Buren sein Entgelt für den geleisteten Dienst als Fährtensucher und blieb bei uns, während die Buren nach Moshi weiterfuhren. Wir fragten ihn aus und erfuhren, was die Jäger uns verschwiegen hatten. Die Buren hatten auf vier Elefanten geschossen, aber nur zwei erlegt. Die anderen krank geschossenen Tiere ließen sie, ohne sich um ihr weiteres Schicksal zu kümmern, laufen. Damit verletzten sie mehrfach die Jagdordnung, denn sie hatten nur die Lizenz für den Abschluß von zwei Elefanten. Außerdem sieht das Gesetz vor, daß jedes angeschossene Tier auch verfolgt und erlegt werden muß. Wenige Tage vorher hatte uns ein Berufsjäger und ehrenamtlicher Wildhüter, der für die Einhaltung der Jagdgesetze sorgen soll, nachdem einige Glas Bier ihm die Zunge gelockert hatten, in Arusha erzählt, daß er soeben von der Elefantenjagd aus der Masaisteppe gekommen sei. Es war damals eine ruhige Zeit für Berufsjäger, weil die sogenannte „Suezkrise“ viele reiche Jagdgäste, die schon Monate vorher „Luxussafaris“ gebucht hatten, bewogen hatte, doch lieber nicht den politisch unsicher gewordenen Schwarzen Erdteil zu betreten. Die Berufsjäger hatten also Zeit genug, um auf ihren eigenen Jagdschein „Elfenbein zu machen“. George hatte wenig Glück gehabt. Er hatte zwar Elefanten aufgespürt, aber war aus gleichen Gründen wie die Buren vorerst nicht zum Schuß gekommen. Schließlich traf er auf einen alten Elefantenbullen mit schweren Zähnen. Er schoß. Der Bulle brach zusammen, kam aber sofort wieder auf die Beine und erhielt den zweiten Kopfschuß. Trotzdem ging er ab und fing dabei noch einen dritten Schuß ein, der ihn in den Rücken traf. Mehrere Tage hat George das angeschweißte Tier – welch ein harmlos klingendes Wort der Jägersprache für die schweren, schmerzenden Verletzungen – verfolgt, jedoch blieb sein durchaus anerkanntes Bemühen erfolglos. Da es sich aber um einen außergewöhnlich guten Elfenbeinträger handelte, bat er seinen Freund Frank, die Suche nach dem Tier fortzusetzen. Auch Frank war Berufsjäger. Er hatte aber die beiden Elefanten, die sein Jagdschein zum Abschluß freigibt, schon erlegt. Trotzdem nahm er die Suche nach dem Bullen auf. Dabei war es George als Berufs-

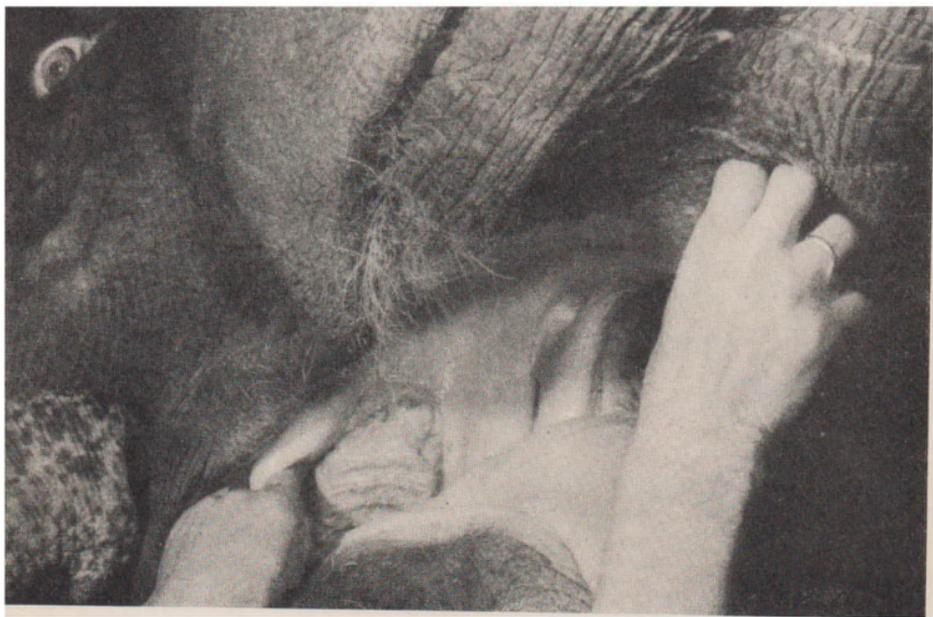
jäger und als ehrenamtlichen Wildhüter bekannt, daß die Jagd auf Jagdschein eines anderen Lizenzinhabers streng verboten ist. Aber was tat das. George hatte keine Lust, weitere Fußmärsche anzutreten und seiner Pflicht nachzukommen, das verletzte Tier zu erlegen. Außerdem lockte das schwere Elfenbein und die klingende Münze, die es beim Verkauf abwirft. Geld kann man vor Weihnachten immer gebrauchen, besonders aber in einer Zeit, in der die Geschäfte so schlecht gingen wie damals.

Es waren also in einer Woche zwei verschiedene Safaris in der Masaisteppe gewesen. Diese beiden Safaris hatten insgesamt zwei Elefanten erlegt und drei weitere angeschossen, die vielleicht heute noch mit den Geschossen im Schädel umherlaufen, wahrscheinlich von furchtbaren Kopfschmerzen gequält werden und sicher nicht zögern anzugreifen, wenn sie auf Menschen treffen. Das ist ihnen bei der bitteren Erfahrung, die sie mit Menschen gemacht haben, nicht übelzunehmen. Ich mußte diese grausamen Tatsachen berichten, damit es verständlich wird, wenn ich das „böartig“ anmutende Verhalten, das einige Elefanten mir gegenüber zeigten, entschuldige, doch kann man nie wissen, ob das Tier, dem man gegenübersteht, eine oder mehrere Kugeln in seinem Körper mit sich umherschleppt. Wie übereilig und leichtfertig ist es dann aber, von der Angriffslust der Elefanten zu sprechen. Da die Tiere auch aus Jagdgebieten in die Naturschutzparks einwandern, ist bei Begegnungen mit Elefanten auch in den Nationalparks und Reservaten immer Vorsicht geboten. Niemand kann wissen, was der Elefant in seinem Leben schon hat einstecken müssen.

Wenn man Elefanten in freier Wildbahn sehen will, so muß man sie, je nach der Jahreszeit, in verschiedenen Landschaften suchen. Während und nach der Regenzeit, solange die Steppe noch grün ist, halten sie sich in den Ebenen auf. Wenn aber die heiße afrikanische Sonne das Gras ausgedörrt hat, die Flüsse versiegt sind und die letzten Wasserlöcher austrocknen, ziehen sie in die Berge hinauf. Dort regnen sich auch noch während der Trockenzeit die von der Ostküste in das Land ziehenden Wolken ab, und ihr Wasser fördert die Entwicklung eines tropisch feuchtheißen Waldes. Entsprechend ihrem jeweiligen Aufenthaltsort ist auch der Speisezettel der Elefanten verschieden zusammengesetzt. Noch vor wenigen Jahren glaubte ich, wie man das auch immer wieder in Reisebeschreibungen lesen kann, daß Elefanten fast ausschließlich Blätter- und Zweigefresser sind. Inzwischen konnte ich mich aber durch eigene Beobachtungen überzeugen, daß die afrikanischen wie auch die indischen Elefanten große Mengen Gras verzehren und der Anteil an Blättern und Zweigen keinesfalls mehr als die Hälfte ihres jährlichen Nahrungsverbrauches ausmacht. In letzter Zeit hat der Zoologe Irvén O. Buss den Mageninhalt von 71 afrikanischen Elefanten untersucht, die in Uganda erlegt worden sind. Trotzdem die Tiere in einem Gelände gelebt hatten, das mit Bäumen

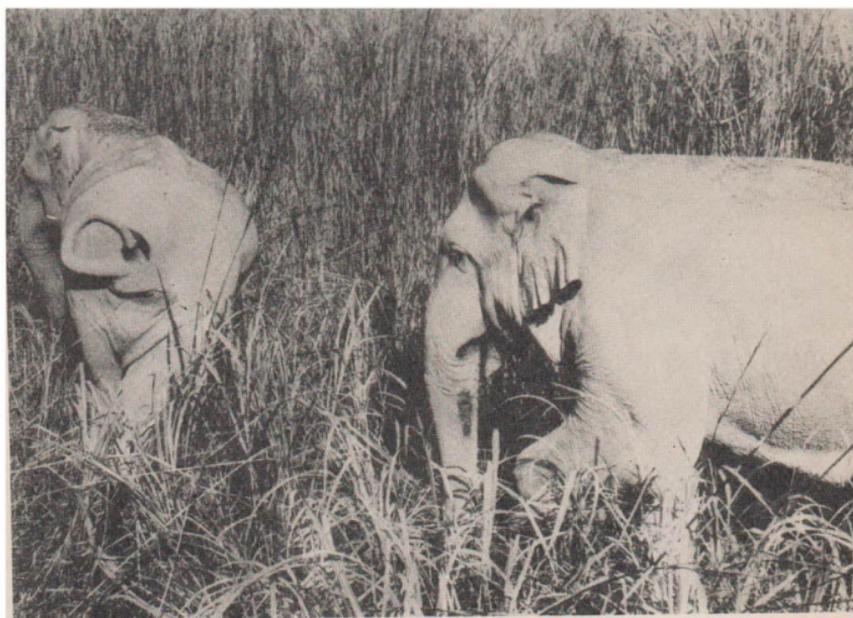


Petra, ein indisches Elefantenkind, wurde von der „Sächsischen Zeitung“ anlässlich des Pressefestes 1963 dem Dresdner Zoo geschenkt.



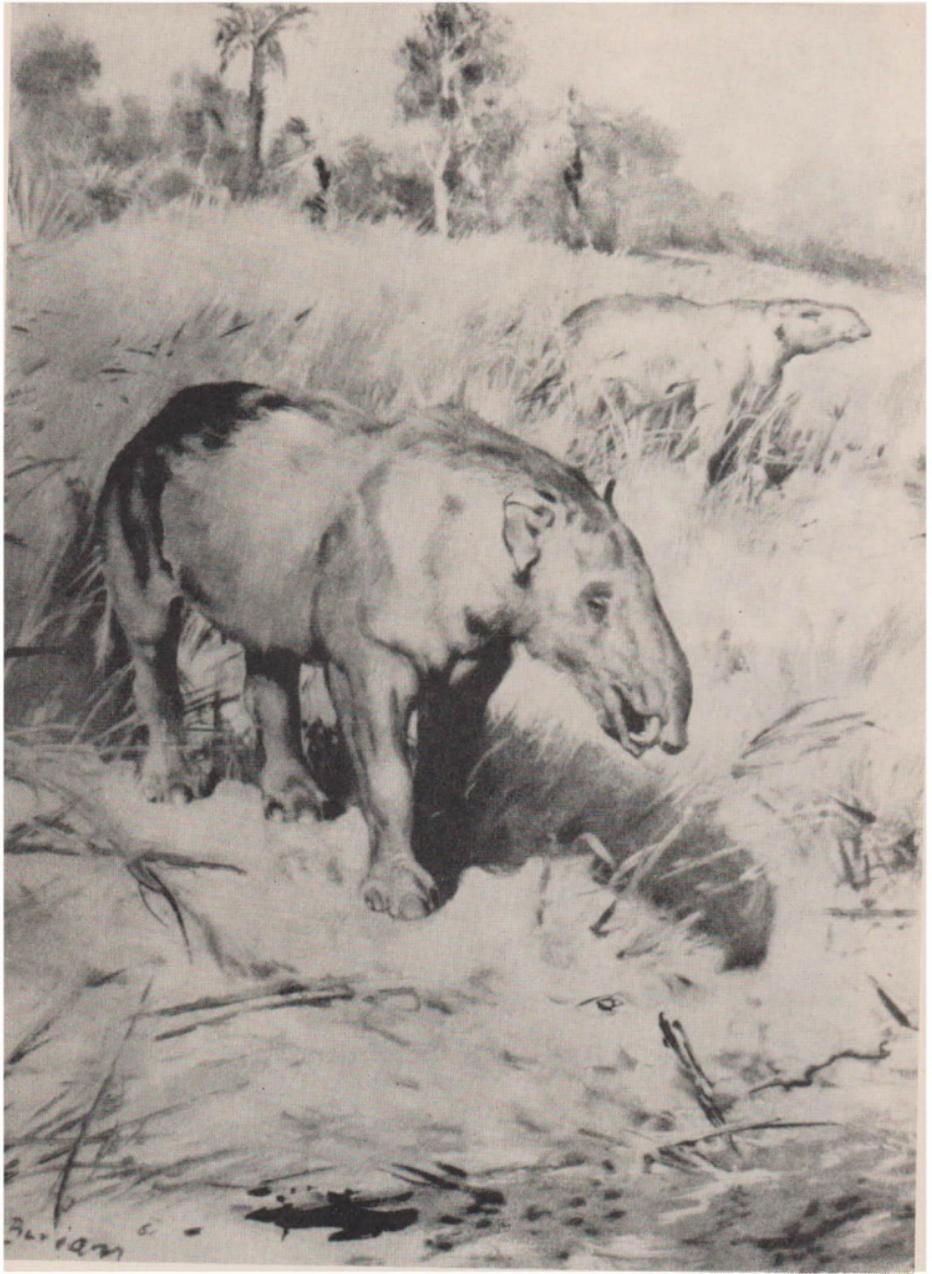
Oben: Als Carla im Jahre 1951 nach Dresden kam, wurde sie auf ihrem Weg vom Bahnhof Friedrichstadt in den Zoo von vielen Tierfreunden begleitet.

Unten: Ein Blick in das Elefantenmaul zeigt die großen, breiten Backenzähne, zwischen denen die Nahrung zerrieben wird.

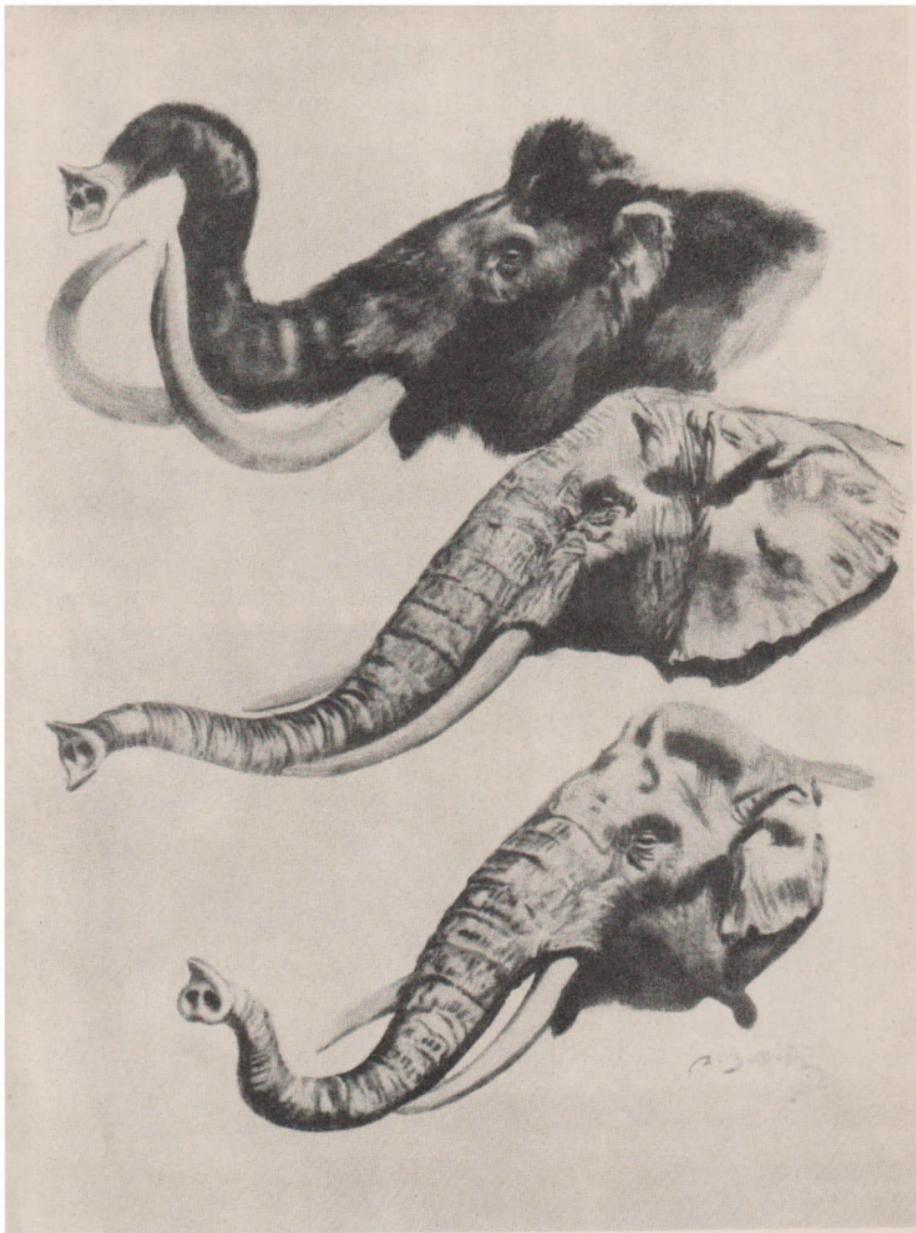


Oben: Der Film rekonstruiert den Angriff Hannibals mit Kriegselefanten auf das römische Heer.

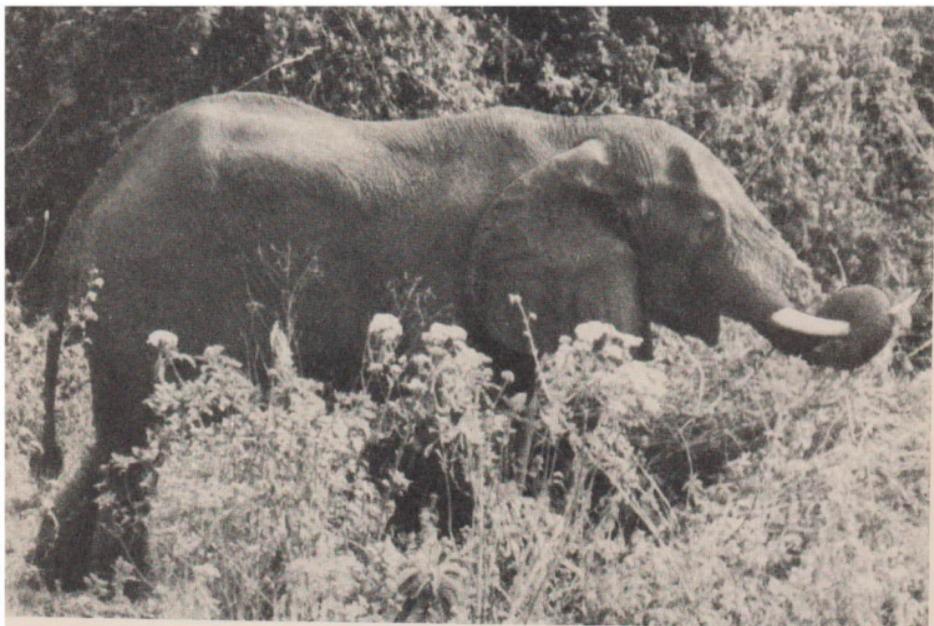
Unten: Assamesische Elefanten im Grasdschungel .
des Brahmaputra.



Das Moeritherium war dem Stammvater der Rüsseltiere
sehr nahe verwandt. (Nach einer Zeichnung von Burian).

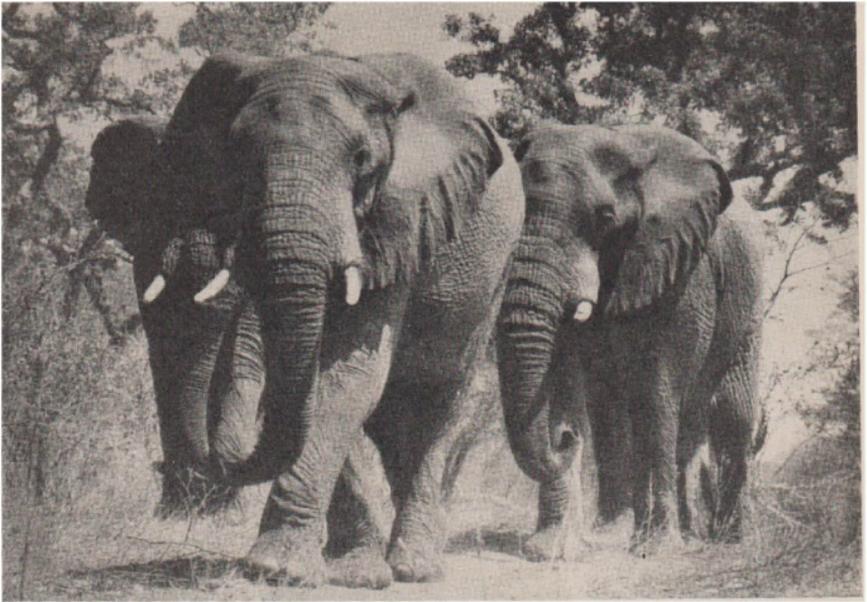


Von oben nach unten: Mammut, afrikanischer Elefant, indischer Elefant. (Nach einer Zeichnung von Burian).



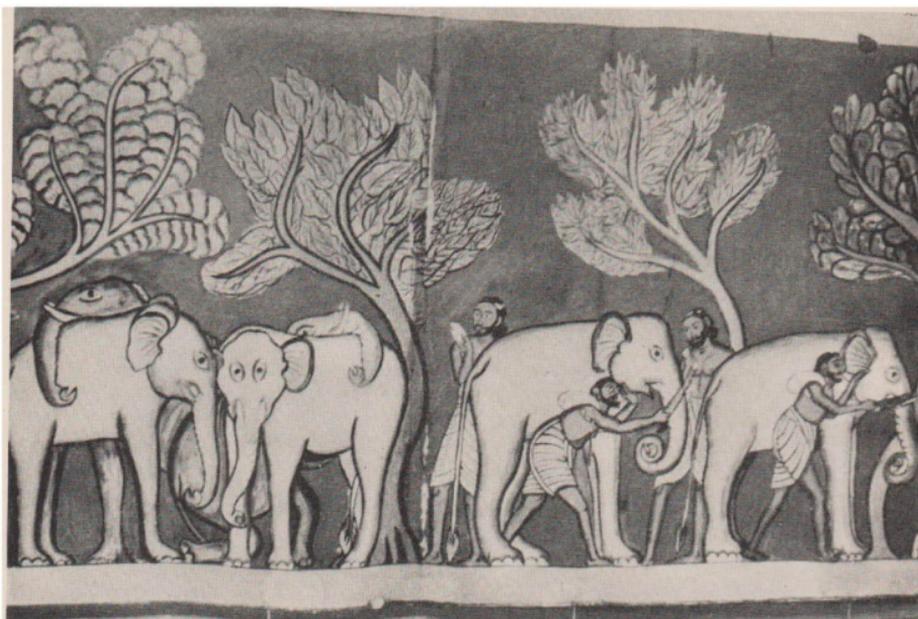
Oben: Die Elefantenkuh, die im indischen Dschungel arbeitet, schaltet eine Pause ein, weil das Baby trinken will.

Unten: Der Steppenelefant ist heute noch verhältnismäßig häufig in den Reservaten Ostafrikas anzutreffen.

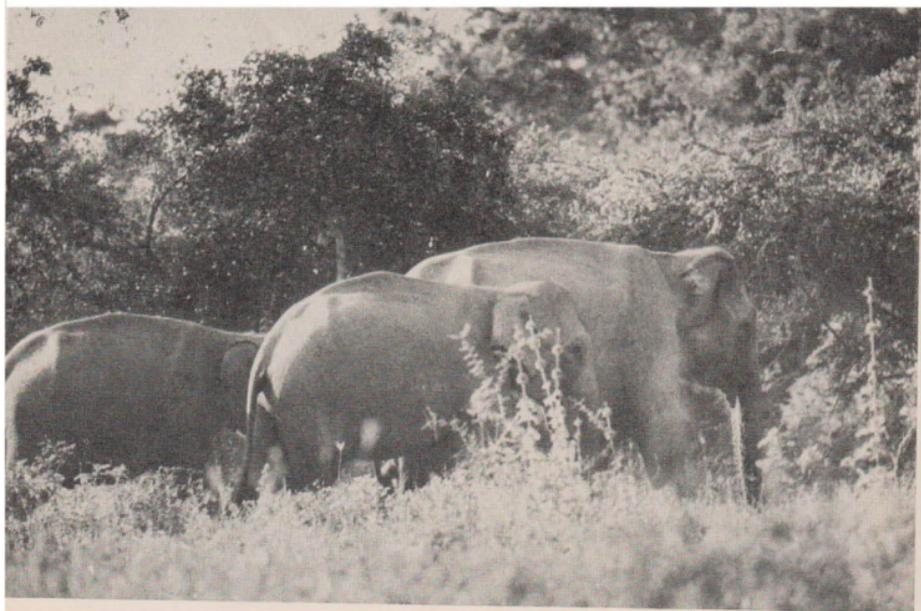


Oben: Begegnung mit Elefanten im Krüger-National-Park.

Unten: Ein junger weißer Elefant in den Straßen von Rangun.



Oben: Eine alte buddhistische Legende berichtet, daß ein heiliger weißer Elefant seine Zähne absägen ließ und dem König gab, um das Leben seiner wilden Artgenossen zu retten.



Unten: Heute leben noch höchstens 1200 Elefanten auf der Insel Ceylon.

bestanden war, setzte sich der Mageninhalt aus 88 Prozent Gras zusammen und nur 10 Prozent waren Zweige und Blätter. Die restlichen 2 Prozent bestanden aus Kräutern. Wahrscheinlich ändern sich diese Prozentzahlen während der Trockenzeit, wenn die Elefanten in den dichten Wäldern stehen. Auch wird der Prozentsatz an Zweigen und Blättern bei den Waldelefanten Westafrikas höher liegen als beim Steppenelefanten. In Assam konnte ich Elefanten beobachten, die große Büschel von Elefantengras samt ihrer Wurzel herausrissen und mit dem Rüssel gegen ihre Vorderbeine schlugen. Auf diese Weise klopfen sie die an den Wurzeln haftende Erde ab, bevor sie die Grasbüschel in ihr Maul schoben.

Die günstigste Tageszeit zum Beobachten von Elefanten liegt in den Waldgebieten Afrikas in den letzten beiden Stunden vor Einbruch der Nacht. Zu dieser Zeit verlassen sie den Schutz und Schatten des Waldes und treten auf die Lichtungen heraus. Weil aber Elefanten sich nie längere Zeit in einem Gebiet aufhalten, sondern sich eigentlich immer – nur mit kurzen Unterbrechungen – auf Wanderschaft befinden, ist das Auffinden von Elefanten in freier Wildbahn besonders schwierig. Im Gegensatz zum Nashorn, das zäh an seinem Wohnbereich festhält, sich leider auch durch starke Bejagung nicht vergrämen läßt und trotzdem auf seinen ausgetretenen Pfaden zum Bad, zur Suhle und zum Ruheplatz wandert, führt der Elefant ein Nomadenleben. Auf der Wanderung werden die Säuglinge, Kleinkinder und stillenden Mütter in die Mitte der Herde genommen. Die Spitze und die Nachhut wird von erwachsenen Bullen und älteren, erfahrenen Weibchen gebildet. Ein eigentliches Leittier jedoch scheint es nicht zu geben, vielmehr sind wahrscheinlich an der Führung der Herde mehrere ältere Tiere verschiedenen Geschlechts beteiligt.

Im Gebiet von Momella, am Hang des Meru, des großen ostafrikanischen Vulkans, habe ich mehrere Tage lang eine Elefantenherde beobachtet, zu der auch ein sehr starker Bulle gehörte. Nie sah ich diesen Bullen an der Spitze der Herde. Immer waren es einige Weibchen, die sich anscheinend in die Führung der Herde teilten. Sie hatten selbst keine Kälber, fühlten sich aber offensichtlich für den Schutz der Kleinen mit verantwortlich, denn sie hielten sich beim Äsen immer in deren Nähe auf. An verschiedenen Merkmalen, wie eingerissenen Ohrrändern, nach der Seite sich spreizenden Stoßzähnen und deutlichen Narben am Körper konnten wir die Mitglieder dieses „Leitungskollektivs“ gut von den anderen Elefanten der Herde unterscheiden und immer wiedererkennen. Irgendeine dieser vier Kühe trat abends stets als erste aus dem Dickicht auf die Lichtungen heraus, nachdem sie aber vorher lange Zeit am Waldrand gestanden, den Wind geprüft, gelauscht und gesichert hatte. Konnte ich wenige Minuten vorher noch das Brechen der Zweige, das Quitschen der Jungtiere und das Trompeten der älteren Elefanten hören, so war es völlig still, wenn die Riesen den Wald verließen. Das oft beschriebene kol-

lernde Magengeräusch der Elefanten, das auch im unübersichtlichen Dschungel den Standort einer Elefantenherde verraten soll, habe ich weder in freier Wildbahn noch bei zahmen Elefanten gehört. Wohl geben Elefanten mitunter einen tiefen, rollenden Laut von sich, der aber im Rachen und nicht im Magen erzeugt wird. Auch dieses Beispiel zeigt wieder, wie ungenau und mangelhaft wir über das Leben der großen Tiere informiert sind.

Elefantenjagd – einmal umgekehrt!

„Die Elefantenherde steht im Wald hinter dem Kaffeefeld. Sie wird ihn auch vor Einbruch der Dämmerung kaum verlassen. Es sind einige Kälber dabei. Auch der starke Bulle mit den schweren Zähnen ist in der Herde.“ Diese Nachricht überbrachte ein Afrikaner dem Farmer, bei dem wir im Jahre 1959 wohnten, um die Guerezaaffen zu beobachten, die sich in der Nähe der Farm aufhielten. Wir kannten diese Elefanten, denn wir waren ihnen wiederholt begegnet. Wenige Tage vorher waren wir überraschend am Rande des Maisfeldes auf sie gestoßen und wären beinahe mit unserem Landrover mitten in die Herde hineingefahren, wenn Rolf Trappe, so hieß unser Gastgeber, nicht im letzten Augenblick das Lenkrad herumgerissen hätte. Am nächsten Tag hatten wir dann viele Stunden auf sie gewartet und waren dabei von Mücken völlig zerstochen worden, ohne uns rühren zu können, denn die Nähe der Elefanten befahl uns, so bewegungslos wie nur möglich zu verharren. Als sie endlich bei untergehender Sonne den Wald verließen, kamen sie in so schnellem Schritt auf uns zu, daß wir die Flucht ergreifen mußten, ehe ich dazu kam, von ihnen eine Aufnahme zu machen. Dann fanden wir einige Tage keine Spur von ihnen. Schon glaubten wir, sie hätten das Farmgebiet verlassen, als uns die Afrikaner meldeten, daß sich die Elefanten im Sumpf aufhielten. Aber auch diese Fotopirsch war erfolglos, denn sie traten erst nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Busch heraus. Daß mit ihnen nicht gut Kirschenessen war, wußten wir auch, denn eine Kuh mit weit nach außen gebogenen Stoßzähnen hatte im vergangenen Jahr wiederholt Farmarbeiter angegriffen. Außerdem ließ die Anwesenheit des schweren Bullen vermuten, daß schon wiederholt auf diese Herde Jagd gemacht worden war. Es war also Vorsicht geboten.

Rolf gab drei Afrikanern die Anweisung, uns als Wildspürer auf der abendlichen Pirsch zu begleiten. Außerdem drückte er mir ein Gewehr in die Hand und bat mich, meine Frau auf der Farm zu lassen. „Das ist nichts für Frauen. Ich will versuchen, den Bullen zu schießen. Dabei kann es unangenehm werden. Du machst von der Büchse Gebrauch, wenn es gefährlich wird. Kurz vor die Ohröffnung mußt du zielen.“ Ich fühlte mich mit dem Gewehr über der Schulter nicht sehr wohl, denn ich hatte schon an meinen Kameras und Tele-

objektiven genügend zu schleppen. So zogen wir also los, von nur zwei Afrikanern begleitet, denn Saidi war nicht zu dem Wäldchen gekommen. Als wir den Platz erreicht hatten, den uns die Afrikaner als Ansitz empfahlen, behaupteten die Wildspürer, nachdem sie in den Wald hineingelauscht hatten, daß die Elefanten noch an derselben Stelle stünden, an der sie die Tiere zur Mittagszeit gesehen hätten. Ich weiß nicht, ob sich unsere schwarzen Jagdbegleiter geirrt hatten, oder ob die Elefanten tatsächlich in den nächsten Stunden ihren Standort verließen. Jedenfalls warteten wir vergeblich. Kein Knacken eines Zweiges, kein Trompeten und keine Bewegung der Bäume verrieten das Kommen der Elefanten. Wir saßen, die Gewehre im Schoß, und starrten auf den Waldrand, der im Dämmerlicht langsam zu einer dunklen Mauer verschmolz. Plötzlich hörte ich im Flüsterton das Wort „Tembo!“. Das bedeutet in der Suahelisprache „Elefant!“. Ich glaubte, daß der Afrikaner, der hinter mir hockte, mich damit auf die Elefanten, die er gesehen haben mußte, aufmerksam machen wollte und versuchte nun angestrengt, im Dämmer des schwindenden Tageslichtes wenigstens eine Bewegung zu erkennen. Aber ich konnte nichts finden, was einem Elefanten ähnlich sah. Wieder, aber anders als vorher, lauter, fast ängstlich verzerrt, hörte ich den Ruf „Tembo!“. Ich drehte mich um und sah Saidi, mit beiden Armen nach rechts deutend, auf uns zugestürzt kommen. Ich schaute nach rechts und sah eine Elefantenkuh mit abgespreizten Ohren und eingezogenem Rüssel in Begleitung eines Kalbes auf uns zurennen. Sie war höchstens noch zwanzig Meter entfernt. Im Aufspringen gab ich Rolf einen Stoß, und dann rannte ich, was meine Beine hergaben. Ich hörte Rolfs Stimme: „Aus dem Wind, um Gottes willen aus dem Wind. Im Bogen rennen!“ Ich sprang über Sträucher, stolperte über Steine, blieb an Dornenbüschen hängen und rannte. Plötzlich, als ich um einen Hügel bog, stand ich einem anderen Elefanten gegenüber. Ich machte kehrt und rannte in eine andere Richtung. Hin und wieder sah ich den Kopf eines Afrikaners im Gras vor mir auftauchen. Jeder rannte um sein Leben. Als wir uns endlich außer Sicht und Witterung der Elefanten wieder trafen, mußten wir erst einmal herzlich über unseren Rückzug lachen. Außer einigen Kratzern auf der Haut und mehreren Dreieckeln in Hemd und Hose waren wir unbeschädigt davongekommen. Wir rekonstruierten noch einmal das Ereignis. Die Elefanten hatten, ohne daß wir es wußten, uns umgangen, wobei sie von unserer Anwesenheit vorerst nichts bemerkt haben konnten, denn der Wind wehte vom Wald zu uns herüber. Als sie aber auf ihrer Wanderung in unseren Rücken kamen, erhielten sie Witterung und griffen an. In diesem Augenblick kam Saidi, der sich verspätet hatte, sah uns am Boden sitzen und die Elefanten in voller Fahrt auf uns zukommen. Obwohl er sich damit selbst in Gefahr begab, rannte er mit dem Ruf „Tembo“ zu uns. Er war also unser Retter, denn wir hatten nicht den geringsten Laut von den Elefanten gehört. Wir waren ganz

mit Auge und Ohr auf den Wald konzentriert, in dem sich aber die Elefanten längst nicht mehr befanden.

Es ist kaum zu glauben, wie geräuschlos sich Elefanten bewegen können. Ich habe über eine halbe Stunde lang kaum 10 Meter von einem Elefanten entfernt im Walde gestanden, ohne etwas von der Nähe dieses Tieres zu bemerken. Die großen, breiten Füße, die zwischen Sohle und Fußknochen ein dickes Polster aus Bindegewebe und Fett tragen, dessen Aufgabe es ist, das Gewicht des massigen Körpers aufzufangen und abzufedern, sind weich und ersticken unter sich jeden Laut. Hätte der Elefant nicht diese „Sprungfeder-matratze“ in den Füßen, so würde er bei jedem Schritt und Tritt Gefahr laufen, unter dem schweren Gewicht seines Körpers, das mitunter sogar hundert Zentner übersteigen kann, die Knochen zu brechen. Nur der Bau dieser Säulenbeine ermöglicht es, daß ein so schweres Tier auf dem Lande leben kann. Tiere des Meeres können, wie der Wal es beweist, bedeutend schwerer werden, denn das Wasser hilft mit, das Gewicht zu tragen. Deshalb wird angenommen, daß die Riesensaurier der Kreidezeit sich im Wasser aufhielten und von Wasserpflanzen ernährten.

Die Füße des Elefanten sind aber auch besonders empfindlich. Verletzungen an den Beinen führen meist zu sehr schwer heilenden Geschwüren. Infektionen halten sich lange in und unter der wenig durchbluteten Haut oder in dem Fettpolster. Weil die Füße auch nur mit wenig Nerven versehen sind, konnte es tatsächlich geschehen, daß in einem zoologischen Garten Ratten die Sohlen des schlafenden Elefanten annagten und damit dem Riesen den Tod brachten, weil sich aus diesen Verletzungen eine Phlegmone entwickelte, die schließlich zum Tode führte. Jeder Zoodirektor kann berichten, welche Sorgen ihm die Füße alternder Elefanten bereitet haben. Auch im Dresdner Zoo vergeht seit Jahren kaum ein Monat, ohne daß wir den Tierarzt rufen müssen, weil Carla, unsere Elefantenkuh, wieder einen Infektionsherd im Fuß hat, der behandelt werden muß. Wenige Stunden bevor ich diese Zeilen niederschrieb, hatte die Feuerwehr mit Seilzügen Carla über eine schiefe Ebene aus einer flachen Mulde gezogen. Carla leidet seit Wochen wieder an ihrer Fußkrankheit, die sich diesmal als besonders hartnäckig erweist. Sie wagt es nicht mehr, sich in der Nacht zum Schlafen niederzulegen. Um die Füße ständig in einer Desinfektionslösung zu halten, haben wir im Boden des Elefantenhauses eine 20 cm tiefe Mulde ausgehoben und mit Sägespänen gefüllt, die mit der Desinfektionslösung getränkt wurden. Durch dieses weiche Bett hofften wir, ihr Linderung der wahrscheinlich vorhandenen Schmerzen zu verschaffen und den Heilungsprozeß zu beschleunigen. Aber Carla benutzte die Sägespäne nur, um sie sich mit dem Rüssel auf den Rücken zu werfen. So stand sie bald auf dem Boden der Mulde. Unsere Arbeit war vergeblich, und der gewünschte Erfolg war sogar in das Gegenteil umgekehrt worden, denn jetzt stand sie mit

dem kranken Vorderfuß tiefer, auf dem nun ein größerer Teil ihres Gewichtes lastete. Aber Carla war nicht zu bewegen, aus der nur 20 cm tiefen Mulde herauszusteigen. So mußten wir die Feuerwehr bemühen, die sie mit Seilzügen auf der schiefen Ebene eines in die Grube gelegten Eisenbleches herauszog. Nun stehen wir wieder vor einer neuen Lösung des Problems. Ob es wirklich eine Lösung sein wird, muß die Erfahrung zeigen. Wir wollen die Mulde noch einmal mit getränkten Sägespänen füllen, darüber eine mehrfach durchlöcherete Gummiplatte legen und an einem Eisenrahmen verschrauben. Hoffentlich bemüht sich Carla nicht, auch diese Konstruktion zu zerstören.

Aber kehren wir wieder zu den wilden Elefanten zurück. Von glaubhaften Gewährsleuten ist wiederholt berichtet worden, daß Elefanten, wenn sie Menschen oder Tiere getötet haben, die Leichen mit Ästen und Gras bedecken. Wie diese seltsame Verhaltensweise erklärt werden soll, kann niemand sagen. Jedenfalls sind öfter solche von Elefanten begrabene Leichen gefunden worden. Die Tierpsychologie gibt uns eben auch heute noch große Rätsel auf, und es ist nur zu hoffen, daß wir noch genügend Zeit haben, alle Probleme, die uns das Leben der Tiere bietet, zu lösen, ehe die Tiere ausgerottet sind. Oder wird es uns gelingen, den Schutz der Tiere in zwölfter Stunde so zu gestalten, daß auch in Zukunft unsere Brüder in Feld und Flur ihre ungestörten Oasen in der Kulturlandschaft des Menschen behalten?

Ein ebenfalls noch ungeklärtes Problem ist die Funktion der sogenannten Mustdrüse, die sich an der Wange des Elefanten zwischen Auge und Ohr befindet. Früher wurde angenommen, daß die Drüse zur Brunstzeit ihr Sekret ausscheidet. In jüngster Zeit jedoch wurde festgestellt, daß diese Sekretion, die man bei männlichen Tieren zeitweilig beobachten kann, mit der Brunst nicht in Zusammenhang steht. Sicher ist jedoch, daß der Elefantenbulle während dieser Periode der Drüsentätigkeit besonders leicht erregbar ist und gegenüber seinem Pfleger unberechenbar wird. Es ist deshalb in dieser Zeit größte Vorsicht beim Umgang mit dem Bullen geboten. Immer wieder wischt der Rüssel mit seiner fingerartigen Verlängerung über die Drüse hinweg, tastet die Drüsenöffnung ab und saugt den Duft des Sekretes ein. Ich habe indische Mahouts, die eine langjährige Erfahrung mit Elefanten besaßen, gefragt, wie sie in dieser Zeit den Bullen behandeln. „Wir legen ihn an die Kette und geben ihm in diesen Tagen nur sehr wenig zu fressen, oder wir lassen ihn besonders schwer arbeiten“, war die Antwort.

Während wir in den zoologischen Gärten nur ungern Elefantenbullen halten, weil sie nicht selten ihre Pfleger angreifen, schwer verletzen oder gar töten, werden in Indien Bullen für die Arbeit im Forst bevorzugt verwendet, nicht zuletzt auch wegen ihrer Stoßzähne, die beim Tragen von Baumstämmen als Unterlage dienen. Im Gegensatz zu unseren Zooelefanten müssen die Arbeits- elefanten eine sehr harte Schule durchmachen und werden täglich zur Arbeit

geführt. Der Mensch stellt ihnen also dauernd Aufgaben, die sie erfüllen müssen. Sicherlich ist darin der Grund für die verhältnismäßig geringe Zahl der in Indien durch Bullen verursachten Unglücksfälle zu suchen. Im Zoo dagegen besteht die Haupttätigkeit des Elefantepflegers, nachdem er Tiere und Unterkunft gereinigt hat, in der Beaufsichtigung seiner Elefanten. Er verlangt ihnen oft nicht genug ab und läßt ihnen zuviel Freiheit, ein Mangel, der sich eines Tages bitter rächen kann. Andererseits kann der Pfleger, wenn Besucher anwesend sind, nicht mit der notwendigen Strenge die Elefanten zur Arbeit anhalten, weil er sofort mit der unüberlegten Kritik der Besucher rechnen muß, die darin eine unnötige Härte sehen.

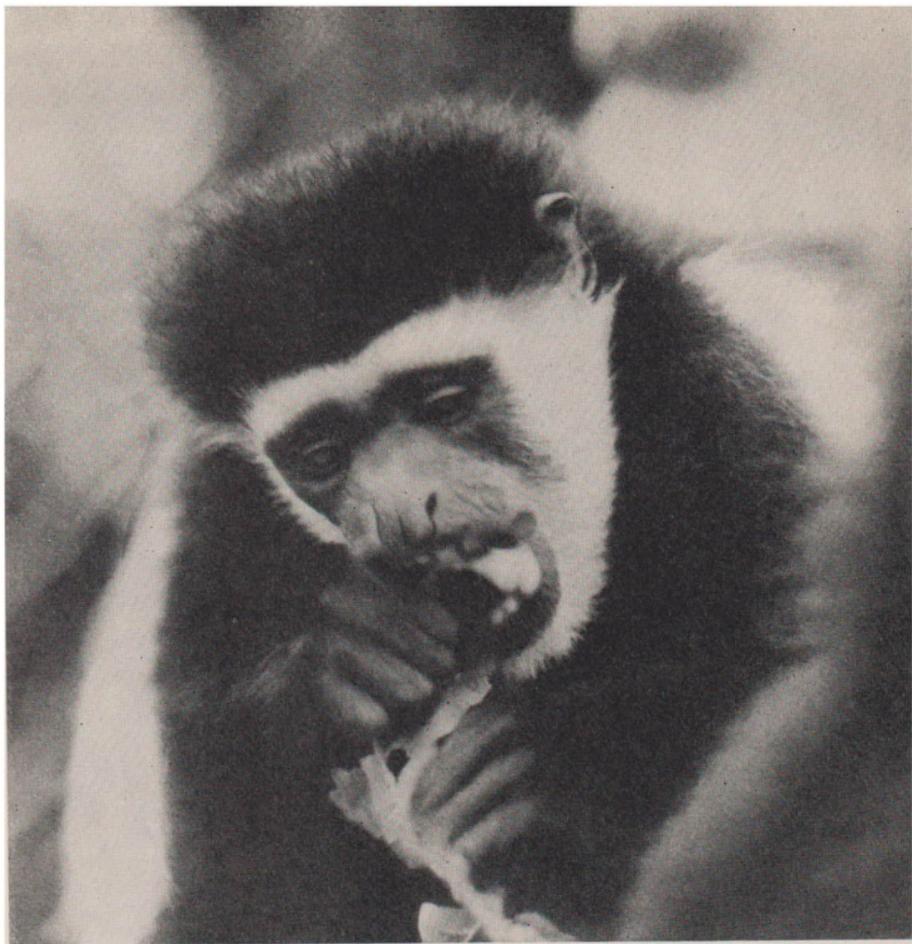
Wilde und weiße Elefanten

In Afrika hatte ich feststellen müssen, daß man bei Begegnungen mit wilden Elefanten vorsichtig sein muß. Die meisten dieser Tiere haben schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht, und ich hatte wiederholt vor ihnen fliehen müssen. Oft griffen sie unvermittelt an, wenn sie durch den Wind, der ihnen Witterung von mir zutrug, von meiner Nähe Kunde erhielten. Deshalb war es mir bei dem Gedanken, mich auf einem zahmen Reitelefanten einer Herde wilder indischer Elefanten zu nähern, nicht sehr wohl. Was wird wohl mein Elefant unternehmen, wenn er von seinen wilden Artgenossen erkannt und näher in Augenschein genommen wird? Gehorcht er dann auch noch den Befehlen seines Mahouts? Der Zoodirektor von Mysore hatte mir berichtet, daß er mitunter seine Elefantenkühe einige Monate in den Dschungel schickt. Dort schließen sie sich einer wilden Herde an, wandern mit ihr durch die Wälder und paaren sich sogar mit den Bullen dieser wilden Herde. Trächtig werden sie eines Tages von ihren Tierpflegern wieder abgeholt. Sie folgen dem Ruf des Menschen, der ihnen vertraut ist, ohne zu zögern, nehmen Abschied von ihren wilden Artgenossen und kehren wieder in den zoologischen Garten zurück. Könnte es nicht sein, daß auch unser Reitelefant Lust verspürt, wenigstens einige Tage bei seinen wilden Brüdern zu verbleiben? Und wie verhalten sich die wilden Elefanten, wenn sie feststellen, daß auf dem Rücken ihres fremden Bruders Menschen sitzen, die sie bequem mit ihren Rüsseln erreichen können? Mein Mahout konnte mir diese Fragen nicht beantworten, denn er sprach und verstand nur assamesisch. Nur durch Zeichen konnte ich ihm meine Wünsche mitteilen. Diese Form der Verständigung reichte keinesfalls aus, um so komplizierte Probleme zu klären. So saß ich im Schatten einer Baumgruppe, die bisher den Grasbränden, wie sie in jedem Frühjahr angelegt werden, widerstanden hatte, weil tiefer Sumpf, der mit einem dichten Teppich von Wasserhyazinthen bedeckt war, sie umgab. Die Mittagshitze stand flimmernd rings um mein Schattenplätzchen. Ich saß mit untergeschlagenen Beinen am Boden

und aß ohne Appetit Brot, Butter, die in der Hitze schon flüssig geworden war, und hartgekochte Eier. Das war meine kleine Safariverpflegung, die mir der Koch vom Forst-Bungalow mitgegeben hatte. Auch mein Begleiter kaute hoch und spülte mit lauwarmem Wasser die trockenen Bissen hinunter. Dann kam der Mahout von seinem Orientierungsritt zurück und drängte zum Aufbruch, denn er hatte die wilden Elefanten ganz in der Nähe angetroffen. Schnell verpackten wir die Reste unserer Mahlzeit, zündeten uns eine Zigarette an und kletterten auf unseren Elefanten hinauf. Während wir die Filmkameras noch einmal überprüften, schaukelte uns der brave Elefant durch das hohe Gras seinen wilden Artgenossen entgegen. Ich zog den Hut tief in die Stirn. Die Sonne blendete, und der Schweiß rann mir in Bächen am Körper herunter. Stille herrschte um uns. In der Hitze des Mittags schweigt die Wildnis. Die Tiere haben sich in den Schatten des Waldes zurückgezogen. Auch die Vögel ruhen. Nur die Insekten als echte Sonnenkinder summen durch das Gras. Hin und wieder beugt sich unser Mahout weit vor, um die Elefantenfährten zu prüfen, denen er folgt. Wir müssen in der Nähe der großen Dickhäuter sein, denn immer wieder richtet sich der Mahout auf und späht über das Gras hinweg. Jetzt hat er sie entdeckt. Er zeigt nach vorn und treibt mit einigen Stößen seiner Füße hinter die Ohren unseres Elefanten das ermüdete Tier an. Graue Rücken tauchen aus dem Gras auf. Wir zählen fünf, acht, zehn, fünfzehn. Aber es sind mehr, denn überall um uns herum wogt das Gras. Wir sind schon mitten in der Herde drin. Anscheinend haben uns die Elefanten noch nicht bemerkt, denn sie ziehen langsam ohne ein Zeichen der Beunruhigung durch das Gras. Elefantenkinder bis zum Alter von etwa fünf Jahren wandern in der Mitte des Zuges. Jetzt sind wir ihnen so nahe, daß unser Elefant bequem eine große vor ihm stehende Elefantenkuh mit dem Rüssel erreichen könnte. Offensichtlich hat diese Elefantenkuh Verdacht geschöpft, denn sie hat ihre Ohren abgepreizt und sucht mit erhobenem Rüssel nach Witterung. Wir sind dicht aufgerückt und schieben sie vor uns her. Ich könnte sie mit ausgestrecktem Arm streicheln. Das wird dir niemand glauben, denke ich und versuche, meinen Reitelefanten zusammen mit der wilden Elefantenkuh, die er immer noch vor sich herschiebt, in den Sucher der Kamera zu bekommen. Der Film läuft ab. Ich ziehe das Federwerk meiner Kamera wieder auf. Die Elefantenkuh stutzt, steht und lauscht. Das Geräusch des Federwerkes verrät uns. Langsam dreht das Tier den Kopf zur Seite. Jetzt müssen wir in ihr Blickfeld kommen, das beim Elefanten bei normaler Kopfhaltung nach oben offensichtlich sehr begrenzt ist. Sie quietscht und stürzt nach vorn. Das ist für die ganze Herde das Zeichen zur Flucht. Überall um uns herum kommt das Gras in Bewegung. Nein, das sind nicht nur fünfzehn, das sind über fünfzig Elefanten, die sich jetzt an uns vorbeidrängen und davoneilen. Es prasselt und knallt im Grasdschungel, es quietscht und trompetet. Staub wirbelt auf, und über die Lichtungen im Schilf

rennen Elefanten aller Altersstufen. Viele Jungtiere sind in der Herde, aber Bullen mit großen Stoßzähnen sind nicht dabei. Ich fühle mich wie Tomai, der in Rudyard Kiplings Dschungelbuch beschrieben wird, Tomai, der Liebling der Elefanten, der von seinem großen Elefantenbullen Kala-Nag in einer Vollmondnacht zum Tanzplatz der Elefanten getragen wird und dort das Mondfest der wilden Elefanten erlebt. Ich weiß nicht, ob Kipling durch ein indisches Märchen zu dieser Geschichte angeregt worden ist. Über Elefanten werden in Indien viele Sagen, Fabeln und Märchen erzählt. Bekannt ist auch bei uns die Bedeutung des weißen Elefanten, der besonders in Hinterindien als heiliges Tier verehrt wird. Anlässlich der Hundertjahrfeier des Dresdner Zoologischen Gartens überreichte mir der Zoodirektor von Rangun neben vielen anderen schönen Geschenken auch die Fotografie eines weißen Elefanten, den er in seinem Zoo beherbergt. Es war ein großes Ereignis für Rangun, ein wahres Volksfest, als der kleine weiße Elefant, begleitet von erwachsenen grauen Artgenossen durch die Straßen der Stadt zum zoologischen Garten geführt wurde. „Ja, es gibt wahrhaftig weiße Elefanten“, sagte mir bedeutungsvoll kopfnickend mein Gast aus Rangun und legte mir die Fotografie in die Hand. Dieser weiße Elefant wurde 1959 in Gefangenschaft geboren. Warum eigentlich wird den hellhäutigen Elefanten, denn völlig weiß sind sie natürlich nicht, eine solche Verehrung zuteil?

Die Heiligsprechung der weißen Elefanten ist an die Legende vom Leben Buddhas geknüpft. In den Gärten von Lumbini, etwa 400 km von Kalkutta entfernt, so berichtet die Legende, wurde der Prinz Siddharta als Sohn der indischen Königin Maya geboren. Lumbini war nicht die Regierungsstadt seines Vaters. Der hatte seinen Sitz in Kapilavastu, an den Hängen des Himalaja. Siddharta erblickte in den Gärten seines Großvaters das Licht der Welt, weil seine Mutter, als der Zeitpunkt der Geburt nahte, zu ihrem Vater reiste. Zehn Monate vorher hatte sie in ihrem Palast in Kapilavastu einen seltsamen Traum gehabt: Ein weißer Elefant drang, ohne ihr jedoch Schmerzen zu bereiten, in ihren Körper ein. Ein weißer Elefant also ist der Vater Siddhartas, des späteren Buddhas, und die Sage fügt hinzu, daß nicht einmal ein Gott würdig gewesen sei, der Vater des Vollendeten zu sein. Der Prinz war ein Jüngling, dessen Schönheit überall Bewunderung erregte. Eines Tages, als er durch den Garten von Lumbini spazierte, fiel sein Blick auf einen zertretenen Grashalm, an dem Insekten Eier klebten, von denen viele zerquetscht waren. Aber noch lebende Insekten krochen über die zerstörten Eier hinweg. Und als er seinen Blick erhob, sah er die Landarbeiter, er sah „wie ihre Haut vom Staub welk und ihre Körper von Sonnenglut ausgedörrt waren und alle Anzeichen der Mühsal und Ermattung trugen. Da wurde er von tiefem Mitleid mit ihnen erfaßt. Er setzte sich in den Schatten eines Baumes nieder und grübelte über den Sinn des menschlichen Daseins nach“. Als Bettler wanderte er dann auf der Suche nach

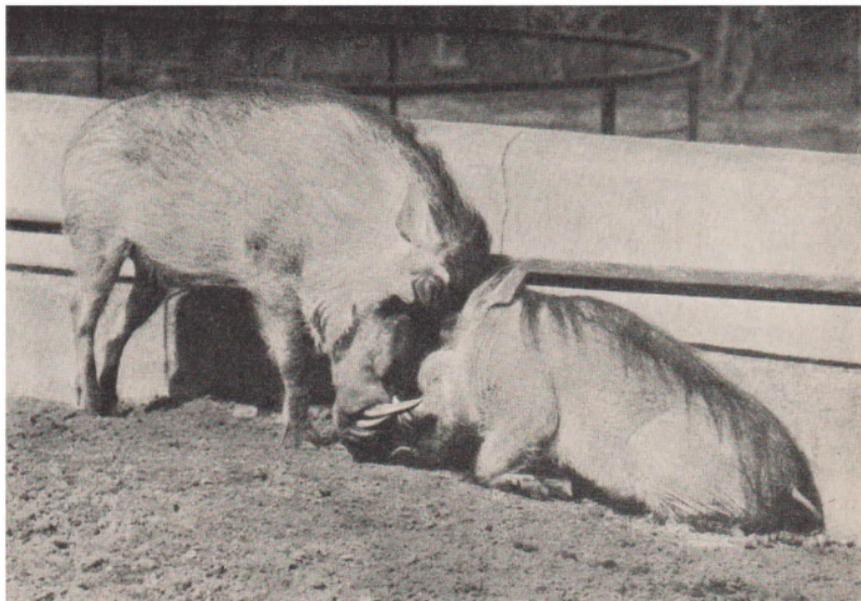


Die Guerezaaffen ernähren sich vorwiegend von den Blättern der Urwaldbäume.



Oben: Grantzebras bevölkern die Steppen Ostafrikas.

Unten: Ein frischgefangenes Zebra ist in das Eingewöhnungsgehege der Tierfangstation gesetzt worden, in dem sich bereits andere Artgenossen befinden.



Oben: Spielerisch kämpfen die Warzenschweine miteinander.

Unten: Im Dresdner Zoo gelang es 1963, junge Warzenschweine aufzuziehen.



Oben: Es wurde wiederholt der Versuch gemacht, Warzenschweinkinder, die von ihrer Mutter nicht angenommen worden waren, mit der Milchflasche aufzuziehen.

Unten: Die Warzenschweinfrischlinge drängen sich am mütterlichen Milchquell.

einer Antwort durch das Land. Unter einem uralten Feigenbaum, in Uruvela, kommt ihm in einer Vollmondnacht im Mai des Jahres 2545 v. u. Z. die Erleuchtung. Siddharta wird zum Buddha, zum Religionsschöpfer. In dieser Nacht der geistigen Versenkung erscheint ihm ein weißer Elefant, der in seinem Rüssel eine Lotusblume trägt. Noch weitere sieben Wochen meditiert Buddha unter dem Bodhi-baum, ehe er seine Lehre von der Überwindung des Leidens verkündet: „Aller Ursprung des Leidens ist der Durst nach Wiedergeburt, der Durst nach Befriedigung der Sinne, der Durst nach dem Tode. Der achtfache Pfad der Erlösung vom Leiden aber lautet: Reiner Glaube, reines Streben, reines Reden, reines Handeln, reines Leben, reines Trachten, reines Denken, reine Versenkung. Das ist der Weg, der in das Nirwana führt.“ Indem Buddha die Welt leugnet, versucht er das Leid auf der Welt zu überwinden. Mit seiner der Welt abgewandten Lehre kann er nicht die Ursachen des tatsächlichen Leides verändern. Der weiße Elefant, der Anlaß war, das phantastische orientalische Märchen von der Geburt und dem Weg Buddhas zu berichten, tritt also an zwei bedeutenden Abschnitten der buddhistischen Lehre auf: Als Vater Buddhas und als Überbringer des Zeichens der Erleuchtung. Deshalb werden in den Ländern des Buddhismus auch heute noch die weißen Elefanten verehrt, deshalb begleiteten viele tausend Burmesen ihren kleinen heiligen weißen Elefanten durch die Straßen von Rangun in den zoologischen Garten,

AM MERU SINGEN DIE AFFEN

Auf dem vierten internationalen Zoologenkongreß in Cambridge, am 26. August 1898, hielt Ernst Haeckel seinen aufsehenerregenden Vortrag „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen“. Diesem Vortrag ist auch der oft zitierte Satz entnommen, der bis in unsere Tage hinein völlig unbedeutend von Nichtfachleuten diskutiert wird, obwohl die Wissenschaft längst ihr auf überzeugendes Beweismaterial begründetes Urteil gefällt hat: „Der Mensch stammt von einer Reihe ausgestorbener Ostaffen ab, die jüngeren Ahnen dieser Reihe gehörten zur Gruppe der schwanzlosen Menschenaffen.“ Wie aber lautet das Urteil, das von der modernen Wissenschaft über diese Behauptung gefällt wurde, die Haeckel als eine unerschütterlich feststehende Tatsache bezeichnete? Auch heute noch hat dieser Satz seine volle Gültigkeit. Es gibt keinen ernst zu nehmenden Biologen, der an der Affenabstammung des Menschen zweifeln würde. Alle vorgeschichtlichen Funde, die seither gemacht worden sind – und die Zahl dieser Funde ist sehr groß – beweisen, daß Haeckels Theorie heute wahrhaftig zu einer unerschütterlich feststehenden Tatsache geworden ist. Der Affe, von dem der Menschenstamm seinen Ausgang nahm, hat etwa vor 20 bis 25 Millionen Jahren auf unserer Erde gelebt.

Ich habe diese Feststellung meinen Betrachtungen über die Lebensweise der Affen aus zwei Gründen vorangesetzt. Einmal kann ich bei Führungen durch den Dresdner Zoologischen Garten immer wieder feststellen, daß viele Besucher ungläubig lächeln, wenn ich ihnen von der Affenabstammung des Menschen berichte. Zum anderen will ich damit zeigen, daß die zoologische Forschung, die sich mit der Biologie der Affen beschäftigt, besondere Bedeutung für den Menschen hat. Denn wenn der Mensch von einem affenartigen Vorfahren abstammt, so kann die Kenntnis der Lebensweisen der heute auf unserer Erde vorkommenden Affen uns Aufschluß geben über das Leben unserer tierischen Ahnen, jener Vorfahren also, die den bedeutsamen Schritt zur Menschwerdung noch nicht getan hatten. Aber diese Forschung stößt auf große Hindernisse, weil die Beobachtung freilebender Affen, die vorwiegend tropische feuchtwarme Urwälder bewohnen, wegen der Unwegsamkeit des Geländes, aber auch wegen der damit verbundenen Strapazen überaus schwierig ist. Ich war deshalb überrascht und sehr erfreut, als ich im Jahre 1955 in der Nähe einer Farm, die in 1800 Meter Höhe am Rande der Bergwälder des Meru in Ostafrika liegt, auf mehrere Horden von Guerezaaffen stieß, die sich an den Anblick von Menschen gewöhnt hatten und verhältnismäßig zutraulich waren, weil die Farmer ihnen nicht nachstellten. Es boten sich also für die Beobachtungen dieser Affen sehr günstige Möglichkeiten, die ich auch sofort ergriff. Ein Jahr später war ich mit meiner Frau wieder auf Momella, wie diese Farm genannt wurde, um mich einige Monate lang mit meinen vierhändigen Freunden zu beschäftigen. Was ich ihnen ablauschte, will ich hier berichten.

Die Guerezaaffen, die wegen ihres verkümmerten Daumens auch als Stummelaffen bezeichnet werden, haben in der Mode des beginnenden 20. Jahrhunderts eine große Rolle gespielt. Erschütternd sind die Zahlen der Felle, die von Europa importiert wurden. Sie berichten von dem großen Blutvergießen, das von gewinnsüchtigen Menschen unter diesen schönen Tieren angerichtet wurde. 1892 kamen 175 000 Felle auf den europäischen Markt. Die tatsächlich erlegte Zahl dürfte jedoch noch 10 000 Affen mehr betragen haben, denn die Kürschner kauften nur einwandfreie Felle, die kein Schußloch aufwiesen. Zu dieser Zeit wurde für ein Fell 1 Dollar gezahlt. Bald stieg der Preis auf 15 Dollar, und mit ihm stieg die Zahl der getöteten Guerezaaffen. Bis zur Jahrhundertwende sind über zwei Millionen Felle aus Afrika exportiert worden. Bei der Verarbeitung wurden diese, als Scheitelaffe oder Seidenaffe bezeichneten Felle, schwarz gefärbt, zu mehreren Stücken aneinandergenäht und als Pelzcapen oder Wandteppiche verkauft. Der bekannte Afrikaforscher Schillings schreibt in seinem Reisebericht „Mit Blitzlicht und Büchse“: „Ein Missionar beschäftigte sich in seinen Mußestunden so erfolgreich – zum Verkauf – mit der Erlegung dieser in guten Exemplaren immerhin an Ort und Stelle vier bis sieben Mark wertenden Affen, daß er, wie ich aus seinem Munde vernommen

habe, in einem Monat bis zu achtzig Stück und mehr erbeutete . . . Bei meinen Streifereien in den Bergwäldern fand ich häufig dünne, nicht viel mehr denn stricknadeldicke, eigens zur Erlegung des ‚Mbega‘ angefertigte Giftpeile. Sie waren von den Eingeborenen vergeblich auf die Beute abgeschossen und so verloren worden.“

Leider sind die Guerezaaffen, die kurz vor ihrer Ausrottung im Jahre 1902 geschützt wurden, auch heute noch durch den Menschen gefährdet, denn es ist dem Farmer erlaubt, auf seinem Gebiet Guerezaaffen zu jagen, wenn sie in den Feldern Schaden anrichten. Diese Einschränkung des Jagdverbotes ist aber völlig unsinnig, weil die Guerezaaffen Futterspezialisten sind, die sich fast ausschließlich von den Blättern einiger Urwaldbäume ernähren. Auf den Boden kommen sie kaum herab. Sie meiden sogar die dünnen und schwankenden Äste junger Bäume.

Wenn die Sonne über dem Kilimandscharo aufsteigt und ihr erstes fahles Licht über den mit dichten Nebeln verhangenen Urwäldern ausbreitet, schallt der eigenartige rollende Gesang der Guerezaaffen weit über das Land. Will man diesen Gesang mit Worten kennzeichnen, so müßte man ihn mit folgenden Silben beschreiben: „or-ror-ror-ror-ror-ro rro rro rro rrr-ror-ror-ror.“ Dabei muß das „r“ am Kehlkopf schnarrend geformt werden. So begrüßen sie die Sonne. In diesen Ruf fallen auch die anderen Horden sofort mit ein, bis der ganze Wald von ihrem Gesang widerhallt. Zum zweiten Male ertönt ihre Stimme gegen 11 Uhr, und ein letztes Mal am Tage, kurz bevor die Sonne hinter dem Meru versinkt. Warum singen eigentlich die Guerezaaffen? Ist das nur Ausdruck einer „Lebensfreude“, oder ist mit dem Gesang ein „Zweck“ verbunden? Wir haben viele Wochen lang auf den Ruf der Guerezas gelauscht und schließlich festgestellt, daß der Gesang immer dann erschallt, wenn sie innerhalb ihres Wohnbereiches einen bevorzugten Ort erreicht haben. Morgens, bei Sonnenaufgang, sitzen sie mit eingezogenen Köpfen, den Rücken der wärmenden Sonne zugewandt, auf ihren Schlafbäumen und markieren mit ihrem Gesang ihr „Schlafzimmer“. Gegen 11 Uhr haben sie die Futterbäume erreicht, von deren jungen saftig grünen Blättern sie ihre Hauptmahlzeit bestreiten. Hier geben sie also mit ihrem Ruf den Standort ihrer „Speisekammer“ den anderen Artgenossen bekannt. Und der Gesang in der Dämmerung kennzeichnet ihre Ankunft im Geäst der Schlafbäume. Es handelt sich also beim Gesang der Guerezas um eine akustische Markierung des Wohnbereiches. Was der Mensch durch gemalte Zeichen und geschriebene Schilder erreicht, wird bei den Guerezaaffen durch Laute geregelt.

Lange Zeit wurden die weißen Haarbehänge an der Schulter und der lange weiße Schweif dieser schönen Affen als eine Tartracht, eine Anpassung an ihre Umwelt, betrachtet, die sie für ihre Feinde schwer sichtbar machen soll. Schon bei meiner ersten Begegnung mit Guerezaaffen mußte ich jedoch fest-

stellen, daß es im ganzen grünen Blättermeer des Urwaldes kein auffälligeres Tier gibt als den Guerezaaffen. Die langen Bartflechten, denen die Haarbehänge dieser Affen so ähnlich sein sollten, fand ich an den Bäumen ihres Aufenthaltsgebietes nicht. Von einer Tarnfärbung konnte also keinesfalls gesprochen werden. Welchem Zweck konnte das Fell der Guerezaaffen sonst noch dienen? Antwort auf diese Frage erhielt ich erst, als eines Tages zwei verschiedene Horden von Guerezaaffen sich an der Grenze ihrer Wohnbereiche begegneten. Die Tiere sprangen, die Zweige der Bäume als Trampoline benutzend, auf und nieder, wobei sie mit ihrem langen weißen Haar wie mit Taschentüchern winkten. Ja, sie winkten sich gegenseitig mit ihrem Haarkleid zu und sangen sich dabei an. So gaben sie deutlich zu verstehen, welches Gebiet sie als ihren persönlichen Besitz betrachten. Sie teilten auf diese Weise der anderen Horde, die sich zu nahe an die Grenze des Wohnbereiches herangewagt hatte, mit, daß sie hier nichts zu suchen hat. Nicht verbergen wollen sich die Guerezas durch ihre weißen Mähnen und Schwänze, sondern auffallen.

Interessant war auch das Gemeinschaftsleben der Guerezaaffen. Der ewige Streit und Zank, begleitet von der Unterdrückung einiger Schwächlinge durch die Stärksten in der Rangordnung der Horde, wie wir ihn von den Pavianen und Rhesusaffen im Zoo kennen, ist den Guerezaaffen völlig unbekannt. Sie hätten auch zu derartigen Auseinandersetzungen keine Zeit, denn der Tag vergeht mit der Futtersuche. Nur während der drückend heißen Mittagszeit wird eine Ruhepause eingeschaltet, die von den Affen zu kurzem Schlaf genutzt wird. Von einem Oberaffen war im normalen Ablauf des Tageswerkes nichts zu bemerken. Tauchte aber ein Feind auf, die gefleckte Raubkatze, der Leopard, oder ein ihnen unbekannter Mensch, so übernahm das Kommando über die Horde sofort ein älteres Männchen. Er sprang einige Meter auf den störenden Eindringling zu, machte drohende Kaubewegungen, die von nickenden Kopfbewegungen begleitet wurden, und richtete damit die Aufmerksamkeit der anderen Mitglieder seiner Horde auf den Feind. Dann erst traten die Affen den Rückzug an, die Flucht in die Deckung. Sie schlüpfen in das dichteste Blätterwerk und saßen dort so bewegungslos, daß es schwierig war, sie zu entdecken. Es gab auch keinen Streit um die Weibchen. Die verliebten Paare sonderten sich von der Horde ab, nicht zu weit, um den Kontakt mit den Artgenossen zu behalten, und bezeugten sich gegenseitig ihre Zuneigung, wobei die Schönen immer die Werbenden waren. Es muß allerdings auch eingestanden werden, daß die Weibchen mitunter ihren Partner wechselten. Aber auch dieser Austausch verlief völlig friedlich.

Selbstverständlich verliefen die Beobachtungen nicht so reibungslos, wie der Bericht vermuten läßt. Oft mußten wir viele Stunden nach unseren Affen suchen, ehe wir sie entdeckten. Hatte ein Baum in ihrem Wohnbereich neue Blätter geschoben, so wanderten sie zu diesem Futterplatz, denn frische, junge

Blätter zogen sie jeder anderen Nahrung vor. Auch bereitete mir ein alter Kaffernbüffelbulle, der wahrscheinlich von seiner Herde verstoßen worden war, manche Überraschungen, denn er pflegte sich ausgerechnet unter den Baumstraßen der Guerezas sein Ruhelager einzurichten. Er schlief dann so fest, daß er mich nicht kommen hörte und sprang erst im letzten Augenblick auf, so daß ich furchtbar erschrak, wenn plötzlich wenige Meter vor mir aus dem Dickicht der Büffel hervorbrach. Ich rannte so schnell ich nur konnte davon, und der Kaffernbüffel, der wahrscheinlich nicht weniger erschrocken war, rannte auch. Zum Glück rannten wir beide immer in verschiedene Richtungen. Auch dem Leoparden ließ ich stets die „Vorfahrt“. Seine Nähe verkündete er mir durch sein dumpfes, verhaltenes Brüllen. Wahrscheinlich hatte er die Erfahrung gemacht, daß seine Stimme bei den Menschen, die auf der Farm arbeiteten und nur um Holz zu schlagen in den Wald kamen, Respekt auslöste. Ich war ihm dankbar für dieses Warnzeichen, denn auf eine persönliche Bekanntschaft mit dem Gefleckten legte ich keinen Wert. So kam ich eigentlich mit allen Tieren des Meruwaldes gut aus. Und als ich nach Monaten das herrliche Land wieder verließ, war mein Notizbuch gefüllt mit wertvollen Beobachtungen aus dem Leben der schönsten Affen, die ich jemals gesehen habe. Ich hatte sie so lieb gewonnen, daß ich bald ein Pärchen für den Dresdner Zoo kaufte, und möchte nur hoffen, daß wir das Glück haben, eines Tages im Arm unserer Guereza-äffin ein schneeweißes Baby zu sehen, denn die Neugeborenen sind wahrhaftig weiß wie Schnee. Nach einigen Wochen färben sie um, und am Kopf sprießt dann zuerst das andere Haar hervor, das schwarz wie Ebenholz ist.

BUSCHI IST PAPA

Der 21. September 1962 wird als ein bedeutsamer Tag in die Geschichte des Dresdner Zoologischen Gartens eingehen, denn in den frühen Morgenstunden dieses viel zu kühlen Herbsttages, wahrscheinlich gegen 6 Uhr, erblickte ein kleiner Orang-Utan-Säugling das Licht der Welt. Als die Tierpflegerin Margarete Heerde eine halbe Stunde später die Menschenaffenstation betrat, sah sie im Käfig der großen, langbehaarten Affen Blutspuren. Die Orang-Utan-Mutter saß in einem Autoreifen, der diesen Menschenaffen als künstliches Nest und als Spielzeug gegeben worden war. In ihren Armen hielt sie ein kleines, noch feuchtes, blondes Orangkind. Wenige Minuten später klingelte in meiner Wohnung das Telefon, und aus der Hörmuschel klang meiner Frau, die das Gespräch abnahm, die freudige Nachricht entgegen: „Wir haben ein Kind, ein Orangkind!“ Es war also endlich Gewißheit. Wir hatten uns nicht getäuscht. Die Meinungen, ob Suma II., wie die Orangfrau genannt wird, wirklich schwanger ist, waren in den vergangenen Wochen unterschiedlich gewesen.

Wir hatten Zweifel gehegt, ob Buschi, der Orangmann, schon im fortpflanzungsfähigen Alter ist, denn er war als Halbwüchsiger im Jahre 1959 mit seiner Spielgefährtin Suma II. in den Dresdner Zoo gekommen. Wohl hatten wir im vergangenen Dezember beobachtet, daß die beiden Hochzeit feierten, aber wir zweifelten an Buschis Mannbarkeit, allerdings zu Unrecht, wie sich nun herausstellte. Zwei Tage vor der Geburt waren schließlich beweiskräftige Tatsachen von der Tierpflegerin Elke Jantzen genannt worden. Sie hatte Kindesbewegungen deutlich beobachten können. Wenn also die Hochzeit im Dezember erfolgreich war, so konnten wir schon bald mit einer Geburt rechnen, denn die Tragzeit der Orang-Utans liegt bei 270 Tagen. Daß es jedoch so schnell gehen würde, hatte niemand angenommen.

So freudig die Meldung aufgenommen wurde, so sorgenvoll waren die ersten Überlegungen. Es ist Sumas erste Geburt. Wird es nur, wie bei vielen Erstgeburten im Tierreich eine Hauptprobe sein? Wird sie ihr Kind annehmen? Hat sie auch genügend Milch, um den kleinen Erdenbürger des Geschlechtes der „Waldmenschen“, wie die genaue Übersetzung des malaiischen Wortes Orang-Utan lautet, aufziehen zu können? Wie wird sich der Vater gegenüber seinem Sprößling benehmen? Ist es ein kräftiges und gesundes Kind? Bereits im Jahre 1939 hatte eine Orangfrau im Dresdner Zoo ein Kind geboren, aber es war eine Totgeburt. Dem Kind fehlte das Schädeldach. Werden die Bauarbeiten im Raubtierhaus, dem auch die Menschenaffenstation angeschlossen ist, die Mutter beunruhigen? Bange Fragen, auf die nur die nächsten Tage Antwort geben konnten. Als ich Suma kurze Zeit nach der Geburt aufsuchte, war sie gerade damit beschäftigt, ihren Mund an das Mäulchen des Kindes zu drücken, um – wie mir schien – Luft einzublasen. Nun hatte ich eine derartige Verhaltensweise schon einmal bei einer unserer Schimpansinnen beobachtet, die eine nicht lebensfähige Frühgeburt zur Welt gebracht hatte und sich bemühte, das Kind zu beleben. Sie zog mit ihren gespitzten Lippen die Zunge aus dem Mund des toten Kindes, blies Atemluft in das Mäulchen und sog dann wieder Luft aus dem Mund des Kleinen heraus. Natürlich blieben ihre Bemühungen erfolglos. Wahrscheinlich gehören diese Versuche der Beatmung des Neugeborenen zu den Verhaltensweisen der Menschenaffenmutter unmittelbar nach der Geburt. Sicher sollen sie helfen, die Atmung des Kindes einzuleiten und zu unterstützen. Ähnliche Beobachtungen konnten bei einer Schimpansin, die ein totgeborenes Schimpansenkind zu beleben versuchte, im Züricher Zoologischen Garten gemacht werden. Ich möchte aber annehmen, daß dieses Blasen in den Mund und das Saugen von Luft aus dem Mund eine normale Verhaltensweise ist, die weitestgehend instinktiv durchgeführt wird, in dem Augenblick aber unterdrückt wird, wo das Kind nach dem mütterlichen Milchquell sucht und die ersten Saugversuche unternimmt. Was also bei der Geburt des Menschenkindes durch einen liebevollen Klitsch auf den kleinen Popo

des neugeborenen Erdenbürgers erreicht und durch seinen ersten Schrei eingeleitet wird, erledigen die Schimpansen- und Orangmütter durch ihre Beatmungsversuche.

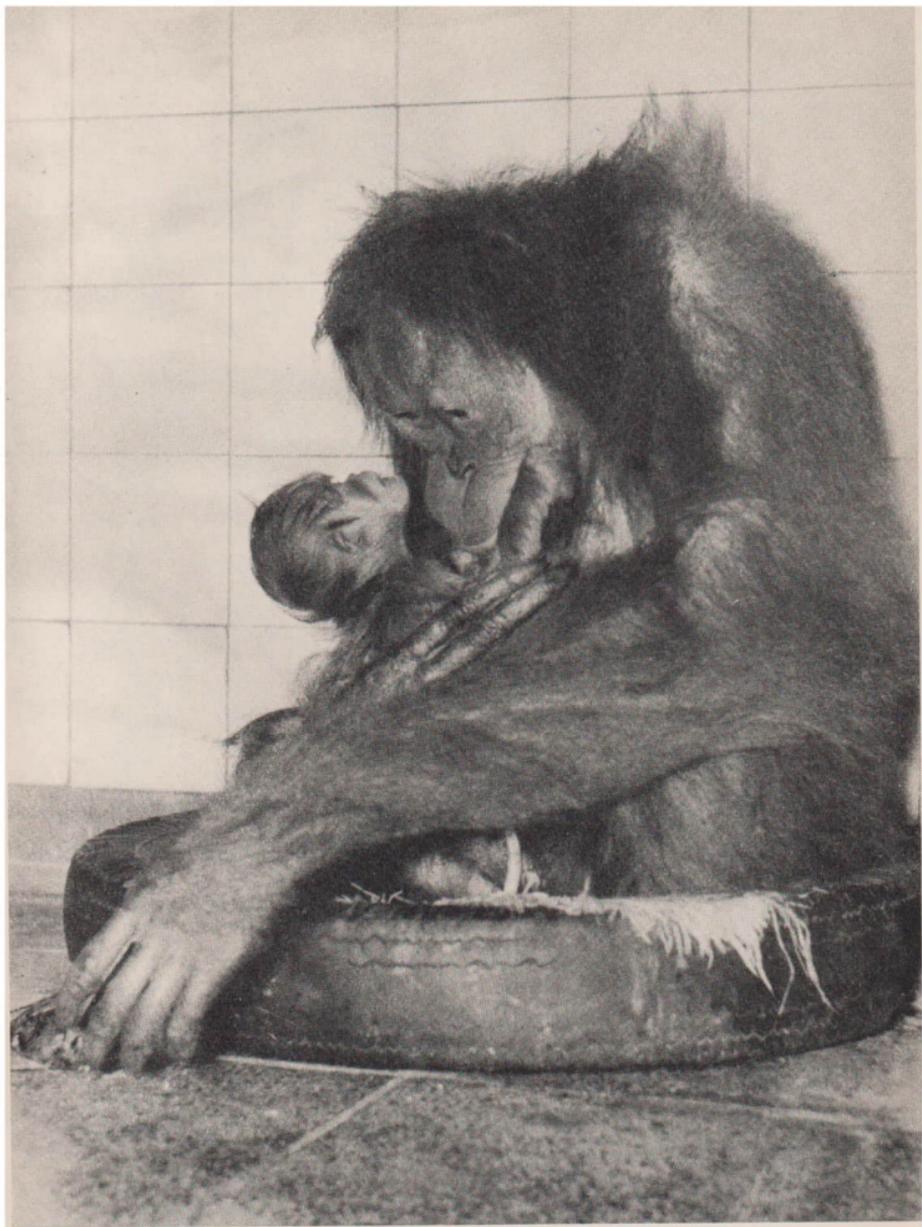
Suma drückte also liebevoll – und ich glaube mich keiner Vermenschlichung schuldig zu machen, wenn ich hier von einer liebevollen Betreuung spreche – ihr Baby an die Brust. Sie lag in einem Autoreifen, den die Orangs gern als Ruheplatz, als eine Art Nestersatz annehmen, und hatte ihre großen behaarten Hände über das Neugeborene gedeckt. Das Kind war noch durch die lange Nabelschnur mit der Nachgeburt verbunden. Natürlich hätte die Möglichkeit bestanden, das Kind abzunabeln, da aber auch in freier Wildbahn kein Geburtshelfer der Orangmutter beisteht, wollten wir jede Aufregung vermeiden, die ein solcher Eingriff mit sich gebracht hätte. Bei jeder Bewegung zog Suma die Nabelschnur nach, so daß sie sich nicht zwischen dem Kind und der Nachgeburt spannen konnte. Buschi, der Vater des Kindes, war offensichtlich an seinem Sprößling sehr interessiert. Immer wieder näherte er sich dem Wochenbett, um einen Blick auf den Säugling zu werfen, wurde jedoch von Suma mit grunzenden Lauten begrüßt, wie wir sie von unseren Orang-Utans bisher noch nie gehört hatten. Ob dieses Grunzen die Bedeutung einer Drohung hat, oder ob es ein Kontaktlaut ist, der den Ehepartner versöhnlich stimmen soll, kann ich nicht sagen. Keinesfalls ließ sich Buschi durch das Grunzen in seinem Bemühen, den Kleinen zwischen den Armen der Mutter zu erspähen, hindern. Wenn er jedoch zu nahe an Suma herankam, piff sie ihn an und schlug mit dem Handrücken nach ihm, worauf er sofort ängstlich zurückwich. Auch dieser Pfeifton war uns völlig neu. Als Warnlaut gegenüber Menschen hatten wir bisher das für Orangs bekannte Schnalzen vernommen, aber nie einen Pfeifton. Ich nehme an, daß auch dieser Laut mit der Brutpflege der Orang-Utans im Zusammenhang steht.

Das Kind versuchte durch die auch von Menschenbabys bekannten seitlichen Bewegungen des Köpfchens den mütterlichen Milchquell aufzufinden. Offensichtlich wurde es von Suma unterstützt, die das Kind zur Brust hochschob und wie eine Menschenmutter anlegte. Schmatzende Laute überzeugten uns davon, daß unser Orangbaby im dichten Haar der Mutter die Zitze gefunden hatte. Bisher war also alles programmgemäß verlaufen, und wir konnten mit unserer Suma recht zufrieden sein. Da sie sich auch gegenüber ihrer Tierpflegerin freundlich verhielt und ihr eine Tasse Tee abnahm, sahen wir keinen Anlaß, den für unsere Orangs üblichen Tagesablauf zu ändern. In den frühen Morgenstunden eines jeden Tages wird der Käfig gesäubert, und so sollte es auch am Tage der Geburt geschehen. Suma pflegte sich in diesem Falle immer auf die Kletteräste zurückzuziehen. Diesmal jedoch blieb sie in ihrem Autoreifennest liegen und gestattete es, daß die Tierpflegerin in ihrer nächsten Umgebung den Boden kehrte und feucht aufwischte. Vielleicht war sie durch

die Geburt auch etwas geschwächt, denn sie erschien uns zutraulicher, als wir es sonst von ihr gewohnt waren. Ihr gutmütiges Verhalten ermutigte uns, auch der Fotografin zu gestatten, in den Käfig zu gehen und die ersten Aufnahmen von Mutter und Kind mit Elektronenblitz zu machen. Die meisten Tiere reagierten auf den Fotoblitz überhaupt nicht. Auch Suma nahm von dem Blitz keine Notiz, sondern war ganz mit ihrem Kind beschäftigt. Wir ließen ihr Weidenzweige geben, die sie sofort in ihren Autoreifen einbaute. Sie schlug mit dem Handrücken auf die Zweige, trat sie zu einem Polster zusammen und legte sich wieder in ihrem nunmehr mit Zweigen gefüllten Reifen nieder. Decken, die wir ihr ebenfalls für den Nestbau zur Verfügung stellten, wurden jedoch von Buschi sofort entführt, was Suma auch duldete, während sie jeden Diebstahl eines Weidenzweiges sofort mit Schlägen beantwortete.

Das ruhige Verhalten der Wöchnerin gestattete es uns, schon am Nachmittag des Tages der Geburt, die Vertreter der Presse einzuladen, um ihnen unseren Orangsprößling vorzustellen. So ging bereits am 21. September die Nachricht, daß im Dresdner Zoologischen Garten ein Orang-Utan-Kind das Licht der Welt erblickte, in alle Lande. Am nächsten Morgen brachte uns der Postbote die ersten Glückwünsche: Telegramme von Kollegen, die mit uns die Freude über diesen Zuchterfolg teilten, Briefe von Zoobesuchern, die uns beglückwünschten, und ein Telegramm aus Moskau war auch dabei. Der bekannte Puppenspieler Prof. Sergej Oblaszow und seine Gattin, die es nie versäumen, wenn sie in Dresden sind, den Zoologischen Garten zu besuchen, übermittelten uns zur Geburt des Orangkindes die herzlichsten Wünsche. Schon am zweiten Tag zeigte unser Orangkind eine größere Aktivität. Es war in der Lage, sein Köpfchen gut zu halten, und wenn ein Milchquell erschöpft war, gab es durch zwitschernde Laute von seinem Unbehagen darüber Kenntnis, was die Mutter stets veranlaßte, das Kind zur anderen Zitze zu schieben und es erneut anzulegen. Die Nabelschnur war schon erheblich eingetrocknet, aber noch nicht zerrissen. Eine unserer größten Sorgen war, daß die Mutter mit der Nabelschnur hängenbleiben und die Schnur zu dicht am Bauch des Kindes abreißen könnte. Es war deshalb für uns eine große Erleichterung, am Morgen des zweiten Tages zu sehen, daß sich auch diese Sorge als gegenstandslos erwiesen hatte. Im Laufe des Vormittags zerriß dann auch die Nabelschnur an einer günstigen Stelle, und die Nachgeburt konnte entfernt werden. Der Appetit der jungen Mutter war gut. Wir glaubten, die Milchproduktion durch Doppelkaramelbier, wie es gern von stillenden Menschenmüttern zu gleichem Zwecke getrunken wird, unterstützen zu können, aber Suma lehnte dieses Getränk ab. Gern nahm sie schwarzen Tee und Möhrensaft in ausreichenden Mengen auf. Zusätzlich verordneten wir ihr Lebertran, Vitaminpräparate und Kalk.

Das große Ereignis hatte sich sehr bald in Dresden herumgesprochen, und vor der Glasscheibe, die den Orangkäfig von den Besuchern trennt, drängten sich



Am 21. September 1962 brachte die Orang-Utan-Frau „Suma II.“ ein Baby zur Welt. Das war die erste Lebendgeburt eines Orang-Utans im Dresdner Zoo.



Vorsichtig lockert die Orangmutter die Nabelschnur, damit sie sich nicht zwischen dem Säugling und der Nachgeburt spannt.



Oben: Der Vater des Kindes, „Buschi II.“, blieb bei der Familie.

Unten: „Suma“ baute sich in einem Autoreifen ein Nest. In ihrem Schoß lag das Kind, das wir „Gusti“ nannten.



„Gustl“, ein halbes Jahr alt, klettert auf seiner Mutter umher.

seit den frühen Morgenstunden die Menschen, die trotz des verhältnismäßig schlechten Wetters gekommen waren, um das Orangkind zu sehen.

Worin aber besteht das Außerordentliche einer solchen Menschenaffengeburt in einem zoologischen Garten? Orang-Utans sind leider in freier Wildbahn sehr selten geworden. Ihre Heimat sind die tropischen feuchtheißen Urwälder Borneos und Sumatras, wo sie in kleinen Familienverbänden leben. Die indonesische Regierung hat den Fang der Orang-Utans verboten, und nur Tierfänger mit Lizenz dürfen diese großen Menschenaffen fangen. Nach neuesten Schätzungen sollen noch 2 500 bis 3 500 Orang-Utans leben. Natürlich hat sie niemand gezählt, aber sicherlich sind es nicht mehr, eher einige hundert weniger. Nun ist es sehr schwierig, in den unübersichtlichen Urwäldern eine Kontrolle auszuüben. Dazu würde ein Heer von Forstbeamten notwendig sein. Es kommt also leider immer noch vor, daß nationale Minderheiten, die in den Urwäldern leben, Orang-Utans jagen, vielleicht sogar die getöteten Mütter verzehren und versuchen, meist sehr unsachgemäß, die Jungen aufzuziehen, um sie später an Tierhändler zu verkaufen. Dabei werden die Verluste sehr hoch sein. Die Ausfuhr solcher ohne Lizenz gefangener Orang-Utans ist natürlich auf legalem Wege nicht möglich. Sie müssen geschmuggelt werden. Schwierig ist die Entscheidung, die von den Zoodirektoren getroffen werden muß. Sollen sie diese geschmuggelten Orang-Utans kaufen oder sollen sie auf den Kauf verzichten. Über dieses Problem wurde besonders in letzter Zeit mehrfach beraten, und Beschlüsse sind in Vorbereitung, die besagen, daß nur noch Orang-Utans erworben werden sollen, deren Fang mit Lizenz der indonesischen Regierung erfolgte. Was aber geschieht mit den anderen, den geschmuggelten Tieren? Welches Schicksal werden sie haben? Werden sie in die Hände von Schaustellern geraten, die weder die fachmännischen Kenntnisse noch die notwendige Unterbringung für diese Menschenaffen haben? Es ist sehr schwer, eine Entscheidung zu treffen. Auf jeden Fall muß jeder zoologische Garten, der Orang-Utans hält, bemüht sein, sie auch zur Fortpflanzung zu bringen. Es muß dafür gesorgt werden, daß möglichst überall dort, wo günstige Bedingungen für die Pflege dieser Tiere in Gefangenschaft bestehen, Paare zusammengestellt werden, damit eine Aussicht auf Nachkommenschaft besteht. Deshalb ist also jede Orangegeburt von großem Wert für den Schutz dieser vom Aussterben bedrohten Tiere. Vielleicht kommt sogar einmal der Tag, wo aus den Beständen der zoologischen Gärten Orang-Utans in gut bewachte Naturschutzparks Indonesiens wieder zurückgegeben werden können. Leider aber sind heute noch Orang-Utan-Geburten in den zoologischen Gärten selten, und deshalb ist jede Erfahrung, die mit der Zucht dieser Tiere gemacht wird, von großer wissenschaftlicher Bedeutung.

BEGEGNUNG MIT DEM TIER

Wer in den letzten Wochen den Dresdner Zoologischen Garten besuchte und bei seinem Spaziergang nicht nur die Tiere, sondern auch die Menschen beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß viele Besucher mehrere Stunden vor dem Käfig der Orang-Utan-Mutter verbringen. Das wäre noch verständlich, wenn in diesem Käfig ein ähnlich munteres Treiben herrschen würde, wie in dem „Affenparadies“, in der großen Freianlage der Rhesusaffen, wo kaum zehn Minuten ohne Heiterkeit erregende Neckereien und Prügeleien vergehen. Aber in dem Käfig der Orang-Utans geschieht nichts dergleichen. Dort ist nur die Mutter mit dem Kind der Anziehungspunkt. Die Orangmutter turnt auch nicht mit ihrem Säugling im Käfig umher. Sie liegt still in ihrem Autoreifen und drückt ihr Kind an die Brust. Durch diese liebevolle Sorge der Menschenaffenmutter um ihr Kind fühlen sich die Besucher unmittelbar angesprochen. Tierkinder sind in jedem Tiergarten eine Attraktion für jung und alt. Die Besucher finden sie liebenswert und möchten möglichst mit ihnen in unmittelbaren Kontakt treten, sie wenigstens streicheln und sich – wenn es erlaubt wäre – an ihrer Aufzucht beteiligen. Es wäre keinesfalls ein Problem, für junge Löwen Pflegeeltern zu finden, die selbst große Unannehmlichkeiten nicht scheuen würden, um die Löwenbabys aufzuziehen. Aber diese fast „instinktive“ Liebe zum Tierkind, dessen Anblick oft schon genügt, um in uns väterliche oder mütterliche Gefühle zu wecken, ist es nicht allein, die den Zoobesucher viele Stunden vor dem Menschenaffenkäfig verweilen läßt, denn von dem kleinen Orangsäugling ist oft nur eine Hand, ein Fuß oder das nach der Milchquelle suchende Mäulchen zu sehen. Es ist vielmehr das Erlebnis der Mutter, das die Menschen anspricht und fesselt. Ihr stilles, behutsames Betreuen des Säuglings, von dem sie durch nichts abgelenkt werden kann, das auch ohne Hast und Unbedachtsamkeit ist, mutet uns menschlich an, fordert uns heraus, mehr in dieser Orang-Utan-Mutter zu sehen, als eben „nur“ ein Tier. Wir spüren, ohne davon unangenehm berührt zu sein, daß diese Menschenaffenmutter uns nahesteht, wir fühlen uns ihr verwandt, nicht durch äußere Ähnlichkeit, sondern durch das Wesen der Mütterlichkeit, das zum Vergleich mit der Menschenmutter herausfordert. Deutet diese Anteilnahme der Tausende von Menschen – in den ersten beiden Wochen nach der Geburt des Orangkindes waren es 54 000, die in den zoologischen Garten kamen, um die Menschenaffenmutter mit ihrem Säugling zu sehen – nicht auf eine Veränderung hin, die sich in der Beziehung zwischen Mensch und Tier vollzogen hat? Niemand sieht heute in der Orangmutter mehr ein kurioses Geschöpf aus fernem Land, dessen Anblick den Schauer des Seltsamen, vielleicht sogar Unheimlichen in uns weckt. Das war sicher vor hundert Jahren noch einer der Gründe für den Zoobesucher, und darauf baute auch der Erfolg der Wandermenagerien auf,

die schon durch die Lande zogen, bevor es zoologische Gärten gab. Es lohnt einmal, diese Beziehungen zwischen Mensch und Tier etwas näher zu betrachten.

Affen sind zur Belustigung der Menschen schon im alten Griechenland zahm gehalten worden. Wahrscheinlich handelte es sich dabei vorwiegend um Meerkatzen und Paviane, die aus dem nahen Afrika kamen. Im alten Rom gehörten sie sogar zu den beliebtesten Luxustieren. Sie wurden abgerichtet, lernten Flöte blasen und an der Leier zupfen, wie das alte Reliefs, Vasenmalereien und Berichte beweisen. In Affentheatern mußten die Tiere auf Hunden reiten, Kriegswagen lenken und traten in tragischen Masken auf. Sie wurden als Karikaturen des Menschen betrachtet und zur Erheiterung des Menschen vorgeführt. Aus dieser Zeit stammt auch der griechische Name „Schönmännchen“, ein Spottname, der auch für faule Schüler gebraucht wurde. Als schönes Tier ist der Affe wohl nie empfunden worden. Vielmehr wurde in ihm ein Ausbund der Häßlichkeit gesehen, ein Tier, das sich herausnahm, Ebenbild der Gottheit zu sein. Noch in der „Naturgeschichte der Säugetiere“, die 1848 von August Lüben „zum Selbstunterricht für gebildete Freunde der Natur und zur Benutzung beim Schulunterricht“ herausgegeben wurde, können wir folgende Beschreibung des „psychologischen Naturells“ der Affen lesen: „Vieles von dem, was man sonst von ihrer Klugheit und Gelehrigkeit erzählte, hat sich nach genaueren Beobachtungen als fabelhaft erwiesen. Fast alle haben ein bösesartiges Naturell, sind äußerst leidenschaftlich, launisch, tückisch, rachsüchtig, listig, diebisch und unanständig, stellen also in ihren Handlungen wie in ihrer Körpergestalt nur die schlechteste Seite des Menschen dar. Ihre Neugierde, namentlich aber ihre Liebe zu den Jungen ist so groß, daß sie zum Sprichwort geworden ist. Man kann kaum etwas Komischeres sehen, als wenn Vater und Mutter sich um den Besitz des Säuglings zerren, der, hat ihn die Mutter an den Armen und der Vater bei den Füßen, erbärmlich in die Länge gezogen wird. Zuweilen sollen sie einander die Kinder stehlen, um nur welche zu besitzen, worüber dann natürlich viel Lärm und Unheil entsteht.“ Der Vergleich zwischen Mensch und Affe geht so weit, daß man dem Affen sogar vorwirft, daß er sich nicht wäscht. So wird in demselben Buch von einem Schimpanse, der sich an Bord eines Schiffes befand, folgendes erzählt: „Er lernte mit einem Löffel essen, aus einem Glase trinken und ahmte überhaupt das Benehmen der Menschen gern nach. Glänzende Metalle zogen ihn an, auf Kleidung schien er stolz zu sein, und oft setzte er einen Hut auf. Sonst war er schmutzig, und man erinnert sich nicht, daß er sich gewaschen hätte.“ Ein letzter Nachkomme dieser Schaustelleraffen war der Leierkastenaaffe, den wir noch zu unserer Kindheit auf den Jahrmärkten bewundern konnten. Artig saß er, meist durch eine Kette am Bauch gefesselt, auf dem Leierkasten und streckte den Zuschauern bettelnd sein Mützchen hin. Auch kann man heute noch hin und

wieder Artisten sehen, die bewußt ihre Affen zu Karikaturen des Menschen machen und damit schon die Hälfte des Erfolges ihrer Dressur sichern.

Wie weit die Vermenschlichung der Tiere im Mittelalter ging, beweisen die Verurteilungen und Hinrichtungen von Tieren. Der erste belegte Fall einer solchen Tierhinrichtung stammt aus dem Jahre 1266. Ein Schwein, das ein Kind gefressen hatte, wurde in Paris in einem Prozeß zum Tode durch Verbrennen verurteilt, und das Urteil wurde auch vollzogen.

Mit der Entdeckung Amerikas wird das Interesse an der Tierwelt ferner Länder geweckt. Neue Tierarten werden beschrieben und mit den Fabelwesen der Sagen und Mythen verglichen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Kolumbus in seinem Tagebuch am 9. Januar 1493 notiert, er habe drei Sirenen gesehen, die sich weit über die Oberfläche des Wassers erhoben, ihm aber keineswegs schön erschienen seien. Nach den Berichten der Entdecker wurden die Tiere gemalt und begegnen uns auf den Bildern alter Reisebeschreibungen zu einem großen Teil als Phantasiegestalten, die kaum erkennen lassen, welche Tierart gemeint ist. Nicht nur vom künstlerischen, sondern auch vom zoologischen Standpunkt aus sind deshalb die Holzschnitte Albrecht Dürers beachtlich. Er ist bemüht, die Tiere weitestgehend naturgetreu abzubilden und scheut auch keine Mühe, um sich Modelle zu verschaffen. Wir kennen die ausgezeichnete Darstellung seines Panzernashorns aus dem Jahre 1515, die bis zum Jahre 1658 die einzige Abbildung eines Nashorns blieb. Im Jahre 1520 erhält er in Antwerpen Nachricht von einem Wal, der an der Küste gestrandet sein soll. Sofort begibt er sich auf die Reise, um das seltene Tier zu malen. Als er jedoch ankommt, haben die Wellen des Meeres die Leiche bereits weggespült. Dreißig Jahre später gibt Conrad Gesner, der Vater der modernen Zoologie, wie man ihn nicht zu Unrecht genannt hat, seine „Historia animalium“ heraus, ein Tierbuch, in dem er alle bis dahin bekannt gewordenen Tiere beschreibt und von vielen Arten auch Abbildungen bringt. Er versucht nicht nur die Lebensweise der Tiere zu schildern, sondern auch ihre Nützlichkeit für den Menschen herauszustellen. Mitunter werden wir dabei an die Hexenküche im Faust erinnert, wenn wir lesen, wie Schnecken, Spinnen, Kröten und andere Tiere für die Behandlung von Krankheiten verwendet werden sollen. Aber wir finden auch zahlreiche Beobachtungen in diesem Buch, die heute noch ihre Gültigkeit haben. Durch die Entdeckungsreisen kommen auch Tiere fremder Länder auf die Speisekarten Europas. Darunter auch das heute bei vielen Kindern beliebte Meerschweinchen, das erst im Jahre 1575 als menschliches Nahrungsmittel von den englischen Märkten verschwindet.

Wie gering jedoch die zoologischen und anatomischen Kenntnisse noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren, beweist die Tatsache, daß der Chirurg Mazurier Knochen von einem Mastodon, einer ausgestorbenen Elefantenart, die er 1613 im Rhonetal fand, für Menschenknochen hielt. Er sah in ihnen die

Gebeine des Cimbernkönigs Teutobad und reiste mit ihnen in Frankreich und Deutschland umher. Wie konnte es zu diesem, für uns unverständlichen Irrtum eines Chirurgen kommen, der doch durch seinen Beruf anatomische Kenntnisse besitzen mußte? Von der Entwicklung des Lebens auf unserer Erde war zu dieser Zeit nichts bekannt. Die Knochen aber paßten zu keinem der damals bekannten Tiere. Besonders aber mag ihm die Fünffzahl der Zehen veranlaßt haben, dieses Skelett einem Menschen zuzuschreiben.

Über Menschenaffen hören wir bis dahin in den Beschreibungen der Seefahrer wenig. Mitunter nur erfahren wir, daß in den Urwäldern Indiens wilde, dichtbehaarte Menschen leben sollen, die auf Bäume klettern, dort primitive Hütten bauen und die Forscher mit Ästen und Steinen bewerfen. Auch der Name Orang-Utan taucht hin und wieder auf. Dargestellt werden sie auf den Abbildungen in menschlicher Gestalt, mit Fell und großem Gebiß, meist aufrecht gehend und sich auf Stöcke stützend. Die älteste gesicherte Beschreibung eines Schimpansen stammt aus dem Jahre 1641 von Nicolaus Tulp. Er schildert einen lebend nach Holland gebrachten Schimpansen, der in Angola gefangen wurde, als Orang-Utan, nennt ihn selbst „Indischer Satyr“, der von den Indern Orang-Utan und von den Afrikanern Quorias Morrou genannt werden soll. Viel früher, bereits um 500 v. u. Z. wird zum ersten Mal der Gorilla beschrieben. Der Karthager Hanno fuhr zu dieser Zeit mit seiner Flotte an der westafrikanischen Küste entlang nach Süden, wahrscheinlich bis zum Golf von Guinea. Dabei trifft er auch auf Gorillas, die er für wilde Menschen hält. Es gelingt ihm, drei Weibchen zu fangen, die er aber töten muß, weil sie wütend jeden beißen, der sich ihnen nähert. Er läßt ihnen das Fell abziehen. Diese Felle sollen noch bis zu Zeiten des Scipio im Tempel des Melkart zu Karthago gehangen haben.

Im Jahre 1699 gibt Tyson eine mit zahlreichen Bildern versehene ausgezeichnete Darstellung der Anatomie des Schimpansen heraus, in der er genau feststellt, worin sich Mensch und Schimpanse gleichen und wie sie sich voneinander unterscheiden. Der erste lebende Orang-Utan gelangt 1776 in die Menagerie des Prinzen von Oranien im Haag. Nunmehr ist es auch möglich, eine gute Beschreibung dieser Menschenaffenart zu geben, die auch zwei Jahre später von Voesmar angefertigt wird. Inzwischen sind die ersten zoologischen Gärten in Europa entstanden, in denen die Menschen das lebende Tier kennenlernen und mit ihm in direkten Kontakt treten können. Bis dahin war es nur selten einmal möglich, lebende Tiere aus fremden Ländern zu sehen, die von umherziehenden Menagerien gezeigt wurden. Das Betrachten von mehr oder weniger schlecht ausgestopften Tierbälgen in den Raritätenkabinetten und Museen konnte keine echte Beziehung zu dem exotischen Tier schaffen. Das Tier blieb die unverstandene Bestie, deren Lebensäußerungen und Verhalten man sogar nach den Moralgesetzen der Menschen bewertete. Es war also nicht nur der

Mangel an wissenschaftlicher Erkenntnis, der eine Wandlung der Beziehungen zwischen Mensch und Tier hinderte, sondern auch der Mangel an Begegnungen mit dem fremdartigen Wildtier. Diese Begegnung mit dem lebenden Tier schufen die zoologischen Gärten. Obwohl in der Anfangszeit die Käfige noch klein waren, und die Art der Schaustellung sich kaum von dem Charakter der Wandermenagerien unterschied, wurde doch der Besucher sehr bald mit dem Schicksal der Tiere seines Zoos vertraut gemacht. Die unermüdlichen Bemühungen der Zoodirektoren, die Pioniere auf dem großen Gebiet der Tiergärtnerei waren, ihre Tiere möglichst gut zu pflegen, mit ihnen zu züchten und Tierkinder, die von ihren Müttern nicht angenommen wurden, mit der Milchflasche aufzuziehen, verfehlten ihre Wirkung auf den Besucher nicht. Ausführlich berichteten Zeitungen und Zeitschriften über diese aufopferungsvolle Tätigkeit. Das Bild des Tieres im Zoo wandelte sich. Es war nicht mehr der anonyme Vertreter seiner Art, sondern wurde zur Tierpersönlichkeit, mit deren Wohl und Wehe sich die meisten Zoobesucher verbunden fühlten. Dem Wunsch der Tierfreunde, mit ihren vertrauten Lieblingen in direkte Berührung treten zu können, kamen die Zoodirektoren gern nach und schufen Kinderzoos, in denen Menschenkinder mit Tierkindern spielen konnten. Auch als die Freigehege mit Grabenabsperrung geschaffen wurden, sorgten die meisten Tiergärtner dafür, daß wenigstens an einer Stelle des Geheges die Möglichkeit gegeben war – soweit es sich nicht um gefährliche Tiere handelte – mit den vierbeinigen Bewohnern der Freianlage in unmittelbarem Kontakt zu treten.

Heute sind wir noch einen großen Schritt in der Beziehung zwischen Mensch und Tier weitergekommen. Die Besucher der zoologischen Gärten – in der Deutschen Demokratischen Republik sind es jährlich insgesamt sieben Millionen – sind nicht nur am Schicksal ihrer persönlichen Lieblinge im Zoo interessiert, sondern nehmen auch Anteil am Schicksal der Art. Wem hätte vor hundert Jahren die Feststellung „Kein Platz für wilde Tiere“ berührt? Heute sprechen die meisten Menschen voll Abscheu von dem Sport der Großwildjagd und unterstützen gern alle Maßnahmen des Naturschutzes. Aber wir sind mit unseren Bemühungen, ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Tier zu schaffen, noch lange nicht am Ziel. Es gilt in jedem Menschen die Verantwortung für das Leben auf unserer Erde zu wecken. Wenn wir uns jedoch die Tausende von Menschen betrachten, die täglich im Dresdner Zoologischen Garten vor dem Käfig der Orang-Utan-Mutter stehen, wenn wir ihre Anteilnahme gegenüber der Tiermutter spüren, ihre Sorge um das gute Gedeihen des Orangkindes beobachten, dann braucht es uns nicht bange zu sein um die Erfüllung der ethischen und humanistischen Aufgabe unserer zoologischen Gärten.

STOCKSCHLINGE UND FANGKISTE

Es ist ein weiter Weg, den viele Zootiere zurücklegen müssen, ehe sie ihre neue Heimat, den zoologischen Garten, erreichen. Es ist ein abenteuerlicher Weg, der aber für die Erinnerung der Tiere bereits im Dunkel des Vergangenen versunken ist, wenn sie die Transportkiste verlassen. Auch das ängstliche Sichverkrühen in den Ecken der Käfige oder das aufgeregte Springen gegen die Gitterstäbe, wie es häufig frischgefangene Raubkatzen zeigen, kann nicht als ein vergebliches Bemühen gedeutet werden, die verlorengegangene Freiheit wiederzuerlangen. Um das Verhalten des gefangenen Wildtieres verstehen zu können, muß man seine Reise aus der Wildnis in den Zoo verfolgen. Seit der ersten Stunde der Gefangenschaft bildet der Mensch den Hauptbestandteil der neuen Umwelt. Sei es nun in der kleinen dunklen Transportkiste oder in dem von Artgenossen dichtbesiedelten Eingewöhnungsgehege auf der Tierfangfarm, überall ist der Mensch so groß, so nahe wie nie zuvor. An allen Gegenständen haftet der Geruch des Menschen, und seine Stimme ist immer zu hören. Diese ungewohnte, beängstigende Nähe des Menschen ist das Unerhörte, das Aufregende, das Neue, an das sich das Wildtier gewöhnen muß.

In freier Wildbahn hat das Tier dieses beunruhigende, alarmierende Merkmal Mensch, wenn es in seiner Umwelt auftauchte und in ungewohnte Nähe kam, sofort beseitigt. Dafür gab es zwei Möglichkeiten: die Flucht oder den Angriff. In beiden Fällen verschwand dieses Feindmerkmal aus der Umwelt des Tieres. Jetzt aber muß es lernen, in der Nähe des Menschen zu leben. Angriff und Flucht helfen nicht mehr, denn beide führen nur gegen die Bretterwand der Kiste oder gegen den Maschendraht des Geheges, und die Bretterwand ist ebenso undurchdringlich wie der Maschendraht. Beides sind Hindernisse, wie sie in freier Wildbahn kaum vorkommen. Natürlich gibt es auch dort Gegenstände, die sich nicht durchdringen lassen. Es gibt Bäume, Termitenhügel, Felsblöcke und andere Hindernisse, aber man kann sie umgehen oder über sie hinwegklettern. Gebilde wie ein Maschendrahtzaun, durchsichtig wie ein Spinnennetz und doch fester als der dichteste Dornenbusch, existieren in der natürlichen Umwelt des Wildtieres nicht.

Das Problem der Eingewöhnung in die Gefangenschaft wäre für das Tier unlösbar, und die Aufregung, in der es sich als Frischfang befindet, würde schon nach kurzer Zeit den sicheren Tod verursachen, wenn nicht jedes Lebewesen mit einer wunderbaren Fähigkeit ausgestattet wäre, sich an etwas gewöhnen zu können.

Die Seeselken, die sich in der Brandungszone der Küste festsetzen, um ihren Kranz von Fangarmen auf der Suche nach Nahrung auszubreiten, müßten verhungern, wenn sie bei jedem Wellenschlag zusammenzucken würden, und der Mensch, der in der Nähe einer Eisenbahnstrecke oder an einer verkehrsreichen

Straße wohnt, würde nie Schlaf finden, wenn er sich nicht, wie eine Seenelke an den Wellenschlag, so an den Lärm der Großstadt gewöhnen würde. So gewöhnt sich auch das Wildtier an die Nähe des Menschen, und mit dem Grad der Gewöhnung sinkt seine Aufregung. Jede Veränderung dieser Umwelt aber ruft neue Aufregung hervor. Wenn der Mensch, der sich an das Geräusch des fahrenden Zuges gewöhnt hat, in einem Hotel übernachtet, an dem quietschend die Straßenbahn vorbeifährt, wird er aus dem Schlaf gerissen, genauso wie es ihm während der ersten Nächte erging, die er in der neuen Wohnung am Eisenbahndamm verbrachte. Er muß sich an diesen neuen Laut erst wieder gewöhnen. So stimmt sich jedes Lebewesen auf seine Umwelt ein, und wir wissen, daß die Gewöhnung an eine neue Umwelt um so leichter fällt, desto jünger das Lebewesen ist. „Alte Bäume verpflanzt man nicht gern“, und das gilt nicht nur für die Pflanzen, sondern auch sinngemäß für Mensch und Tier.

Aus diesen grundlegenden Feststellungen ergeben sich bestimmte Verhaltensmaßregeln für den Tierfänger:

1. Fange möglichst nur jugendliche Tiere. Sie sollten aber auch keine Milchkinder mehr sein, denn es kostet viel Zeit und Mühe, Tiersäuglinge aufzuziehen. Auch ist es sehr schwierig, einen guten Ersatz für die Muttermilch zu finden, denn von den wenigsten Wildtieren kennen wir die Zusammensetzung der Muttermilch. Wenn die Tiere nicht mit Fallen, sondern durch die Hetzjagd mit dem Kraftwagen gefangen werden, muß das Tier, das sich der Fänger ausgewählt hat, kräftig genug sein, eine solche Hetzjagd überstehen zu können, ohne durch sie Schaden zu erleiden. Die Jagd sollte nicht viel länger als fünf Minuten dauern, weil die meisten Wildtiere schnelle Kurzstreckenläufer sind, aber sehr bald ermatten. Bei längerem Treiben können sie sich schwere Herzfehler zuziehen. Ist es in dieser kurzen Zeit nicht gelungen, das Tier zu fangen, so sollte die Jagd abgebrochen und später wiederholt werden.

2. Das frischgefangene Wildtier hat Angst vor dem Menschen, deshalb muß es langsam an Anblick, Geruch und Stimme des Menschen gewöhnt werden. Kündige deine Annäherung durch leises Sprechen an, und erschrecke es nicht durch schnelle Bewegungen. Verbirg dich vorerst vor ihm, indem du ihm selbst die Möglichkeit gibst, sich zu verbergen. Zu diesem Zwecke sollte über die Kiste, wenn es die Temperatur gestattet, eine Decke gelegt werden. Sie verbirgt vor dem Tier den aufregenden Anblick des Menschen. Es ist ein falsches Mitleid mit dem Tier, wenn die Transportkiste für Zebras, Antilopen und andere Wildtiere, die ihr Heil in der Flucht suchen, so groß gewählt wird, daß sich das Tier in ihr umdrehen kann. Es wird jede Bewegungsfreiheit nutzen, um zu fliehen. Wenn ihm dazu Raum bleibt, so wird es sich an den Kistenwänden verletzen. Springende Tiere, wie Känguruhs, brauchen ein gepolstertes Kistendach, denn sie können ihr natürliches Fluchtverhalten nicht plötzlich ablegen und würden sich am Kistendach den Kopf aufschlagen.



Zwischen den meisten Tierpflegern und ihren Pfleglingen entwickelt sich ein Vertrauensverhältnis. Der große Doppelhornvogel nimmt seinem Betreuer die Nahrung vom Mund.



Darstellung eines Schimpansen in einem alten Tierbuch. Nicht nur die Affen wurden früher bei naturwissenschaftlichen Betrachtungen und auf den Abbildungen stark vermenschlicht.



Mit dem großen Staunen des Kindes beginnt die Begegnung mit dem Wildtier. Es ist die Aufgabe der Eltern, die Wahrheit über das Tier zu erzählen und die Liebe zum Tier zu wecken.



Jedes höhere Säugetier ist eine Tierpersönlichkeit. Diese Tatsache wird zum Erlebnis, wenn man den Lebensweg eines Wildtieres von der Geburt bis zum Tode verfolgt. Die zoologischen Gärten geben allen Menschen die Möglichkeit zur Begegnung mit dem Tier.

3. Bringe das frischgefangene Tier so schnell als möglich zur Eingewöhnungsstation, damit es recht bald in die Umwelt kommt, an die es sich in den nächsten Wochen gewöhnen muß. In dem Gehege, das es beziehen muß, sollten einige eingewöhnte Artgenossen sein, vorausgesetzt, daß es sich um ein Herdentier handelt. Ihre Ruhe wird sich schnell wohltuend auf den Frischfang auswirken. Er wird am Verhalten der halbzahmen Artgenossen merken, daß der Mensch hier kein zu fürchtender Feind mehr ist und wird, angeregt durch die anderen Bewohner des Geheges, auch schneller Futter annehmen. Entlade das Wildtier nie aus der Kiste in das Außengehege, sondern immer in das Innere des Stalles. Im Außengehege würde es Fluchtversuche unternehmen und könnte sich dabei an den ungewohnten Absperrungen schwer verletzen. Im Stall findet es das beruhigende Halbdunkel, das ihm auch schon von seiner Reise in der Kiste her bekannt ist, und außerdem verbergen ihm die Wände den Anblick des Menschen.

4. Mache dich dem Tier sympathisch. Bringe ihm das Futter und die Tränke. Bemühe dich, sein Vertrauen zu gewinnen und bedenke, daß die Erfahrungen, die es mit dir macht, maßgeblich für sein zukünftiges Verhalten gegenüber allen Menschen sind. Beachte auch, daß ihm noch eine lange Reise nach Europa bevorsteht, die es in gekräftigtem Zustand und ohne Aufregung antreten soll. Aber müste das Wildtier nicht, denn ein fettes Tier wird die anstrengende Fahrt durch das heiße, oft völlig windstille Rote Meer nicht überstehen. Gewöhne es schon jetzt langsam an das Futter, das ihm auf der Seereise zur Verfügung steht.

5. Sorge dafür, daß die Transportkisten mit den Tieren nicht in der sengenden Sonnenhitze auf dem Deck des Schiffes ungeschützt stehen. Spanne schattenspendende Sonnensegel über ihnen aus, und teile deine Erfahrungen, die du mit diesen Tieren gemacht hast, auch den Transportbegleitern mit, denn jedes Tier ist eine Tierpersönlichkeit mit seinen individuellen Eigenarten, die man kennen muß, um ihm das Leben möglichst angenehm machen zu können.

Mit diesen fünf Grundregeln für den Tierfänger sollten die wesentlichsten Probleme aufgezeigt werden, die es beim Fang und der Eingewöhnung von Wildtieren zu lösen gilt. Natürlich handelt es sich dabei nur um ganz allgemeine Regeln, die je nach Art des Tieres abgewandelt werden müssen. So kann man ein frischgefangenes Raubtier nicht ohne vorherige Kontaktnahme auf Distanz in einen Käfig mit anderen, eingewöhnten Raubtieren sperren. Die wichtigste Aufgabe ist und bleibt jedoch die Zähmung des Tieres, und das bedeutet nichts anderes als die Gewöhnung an die Nähe des Menschen.

Ich habe im Jahre 1955 die Gelegenheit gehabt, in Ostafrika am Fang von Zebras und Giraffen teilzunehmen und habe mehrere Wochen auf einer Eingewöhnungsstation verbracht. Aus dieser Zeit will ich nun berichten, um die fünf Grundregeln des Tierfängers durch das Gesehene zu beleben.

Unser Fanglager befindet sich am Rande der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe. Die Sonne schießt ihre ersten grellen Strahlen über den Horizont. Noch liegt die angenehme Kühle der eben gewichenen Nacht über der Steppe. Das ist die günstigste Zeit für den Fang von großen Säugetieren, denn die Hitze der Mittagszeit bedeutet nicht nur für den menschlichen Organismus eine erhöhte Anstrengung, sondern wird auch vom Tier als Belastung empfunden. Deshalb verbringen auch die meisten Wildtiere die Stunden der drückenden Mittagsglut im Schatten der Schirmakazien. Wir müssen die Zeit zwischen Sonnenaufgang und zehn Uhr nützen. Die Afrikaner bringen uns ein Glas belebenden heißen schwarzen Tee. Gefrühstückt wird nach dem Fang. Die Stockschlinge, ein etwa drei Meter langer, biegsamer Stab, an dem ein Lasso befestigt ist, dessen Schlinge über den Stab hinaushängt und mittels des Stabes über den Kopf des Tieres gezogen werden kann, wird noch einmal überprüft. Die Motoren der Kraftwagen werden angelassen. Auf dem linken Kotflügel des Fangwagens nimmt Piet Platz, ein Bure, der als einer der besten Fänger in Ostafrika gilt. Ich setze mich neben den Fahrer, und schon rollen wir, begleitet von dem Kistenwagen, in die weite Grasebene hinaus. Es ist Trockenzeit. Die Räder wirbeln den lockeren Boden auf, und riesige Staubfahnen ziehen hinter unseren Wagen her. Außer einigen Frankolinhühnern, die vor unseren Autos aufschrecken, ist kein lebendes Wesen zu sehen. Aber wir wissen, wo wir um diese Zeit die Zebras finden können. In der Dämmerung des anbrechenden Tages sind sie an der Tränke gewesen und wandern nun zu ihren Äsungsplätzen in die Steppe zurück. In den gestrigen Nachmittagsstunden haben wir ihren Standort ausgemacht, ohne sie dabei zu beunruhigen. Immer wieder kreuzen wir ihre schmalen, kaum zwanzig Zentimeter breiten Wechsel. Piet nickt befriedigt. Die Fährten auf den Wechseln sind frisch. Der kühle Wind der Nacht hat sie nicht verweht. Sie müssen also vom heutigen Morgen stammen.

Am Horizont tauchen sich bewegende Punkte auf. Der Wagen hält. Piet steigt auf das Dach des Autos und späht durch das Fernglas. Er nickt. Wieder setzt sich der Wagen in Bewegung. Wir fahren bis auf etwa dreihundert Meter an die Zebraherde heran. Hier befinden wir uns noch außerhalb der Fluchtdistanz dieser Tiere. Wieder stehen Fahrer und Fänger auf dem Wagendach. Sie wählen aus der Herde einen jungen Hengst aus und vereinbaren mit dem Fahrer des Kistenwagens, welche Taktik sie beim Fang anwenden wollen. Der Kistenwagen soll in großem Bogen die Herde umfahren und dann von der anderen Seite kommend, die Zebras langsam auf den Fangwagen zutreiben. Wenn die Tiere nahe genug herangekommen sind, soll der Fang beginnen. Hinter einer dicken Staubwolke verschwindet der Kistenwagen. Wir haben noch Zeit, eine Zigarette zu rauchen. Mit dem Fernglas verfolgt Piet das Manöver. Für ihn ist der Fang von Wildtieren eine alltägliche Beschäftigung. Er ist ruhig

und geduldig. Immer näher kommt die Herde. Die Zebras weichen in gemäßigtem Trab vor dem Kistenwagen aus. Jetzt ist es so weit. Piet klettert auf seinen Sitz, bindet sich mit einem Lederriemen am Kühler des Autos fest, und schon rollen wir in schneller Fahrt auf die Herde zu. Da erkennen die Zebras unseren Wagen. Einen kurzen Moment stutzen sie. Dann werfen sie sich herum und versuchen zu entkommen. Aber es ist schon zu spät. Unser Tachometer zeigt eine Geschwindigkeit von sechzig Stundenkilometern an. Der Wagen springt über Stock und Stein. Schon erfaßt uns die Staubwolke, die von den Hufen der Zebras aufgewirbelt wird. Wir sind mitten in der Herde. Dort ist der junge Hengst. Piet deutet auf das ausgesuchte Tier. Der Fahrer nickt. Der Wagen drängt sich zwischen das Tier und die Herde. Piet streckt den Fangstock aus. Die Schlinge gleitet über den gestreiften Rücken, schiebt sich weiter nach vorn, und während wir das Tempo des Hengstes halten, und die Herde nach der anderen Seite entflieht, zieht sich die Schlinge um den Hals. Der Wagen bremst. Das Zebra reißt an dem Lasso. Piet packt es am Hals. Auch der Fahrer ist bei ihm und hält den Schwanz des Tieres fest. Es schlägt nicht, es beißt nicht, es steht ganz ruhig, als wäre es von diesem unerhörten Ereignis geschockt. Inzwischen ist der Fangwagen herangekommen. Ein Afrikaner zieht den Schieber einer Kiste hoch. Nun sind vier Männer an dem Zebra. Jeder packt das Tier an einem Bein, und auf ein Zeichen Piets heben sie es alle zu gleicher Zeit an. Das Zebra schwebt, von kräftigen Männerarmen gehalten, Sekunden in der Luft, wird in die Kiste geschoben, geht in die Knie, wird noch einmal mit vereinter Kraft gedrückt, und dann schließt sich der Schieber. Ich schaue auf die Uhr. Der Fang hat nicht länger als vier Minuten gedauert.

GLÜCK MIT WARZENSCHWEINEN

Schon seit den frühen Morgenstunden hatten wir versucht, an eine Elefantenherde heranzukommen, die im Wald am Westufer des Manyarasees stand, und von der wir hofften, daß sie in die Steppe herauswechseln würde. Inzwischen war aber die heiße afrikanische Sonne immer höher gestiegen, und damit auch unsere Hoffnung, die Elefanten doch noch vor die Kamera zu bekommen, immer mehr geschwunden, denn es ist Eigenart dieser großen Dickhäuter, die heiße Zeit des Tages im Schatten des Waldes zu verbringen. Auch unser treuer Begleiter, Hamissi, ein Afrikaner vom Stamme der Wambulu und ein ausgezeichnete Kenner des ostafrikanischen Großwildes, war der Meinung, daß wir vorläufig aufgeben und unser Glück erst wieder in den Abendstunden versuchen sollten. So beschlossen wir, im Schatten einer Schirmakazie uns zur Mittagsruhe niederzulegen. Ich schaute in die sonnenüberstrahlte Grassteppe hinaus und träumte vor mich hin, denn die sengende Hitze hinderte mich am Schlaf. Da

entdeckte ich einen Warzenschweinkeiler, der offensichtlich auch in seiner Mittagsruhe gestört worden war, denn er kam in schnellem Lauf direkt auf uns zu. Das lange, dünne Schwänzchen trug er kerzengerade nach oben gestellt, wie es Warzenschweine zu tun pflegen, wenn sie aufgereggt sind und sich auf der Flucht befinden. Ich mußte lachen, denn der Anblick dieses Tieres erinnerte mich an ein Auto mit Rundfunkantenne. Doch im gleichen Augenblick fiel mir ein, daß der Warzenschweinkeiler, wenn er seine Richtung beibehält, über unseren Hamissi stolpern müsse, der sich etwas abseits unter einem Dornenbusch niedergelegt hatte und bereits in einen tiefen Schlaf versunken war. Heute muß ich gestehen, daß es verantwortungslos von mir war, Hamissi nicht zu wecken oder das Warzenschwein nicht durch Zurufe von seinem eingeschlagenen Kurs abzubringen. Aber ich war einfach neugierig, was wohl beide – Hamissi und das Warzenschwein – für dumme Gesichter machen würden, wenn sie zusammenstießen. Darauf brauchte ich auch gar nicht mehr lange zu warten. Das Warzenschwein hielt also seine Richtung ein und kam schneller näher. Witterung konnte es von uns auch nicht bekommen, denn der Wind stand günstig. Schon hatte es den Dornenbusch erreicht, als es einen gruzenden Schrecklaut ausstieß, sich blitzschnell herumwarf und in dieselbe Richtung zurück raste, aus der es gerade gekommen war. Gleichzeitig machte Hamissi einen Luftsprung und rannte um sein Leben nach der anderen Seite. Ich lachte Tränen. Wie mir später Hamissi erzählte, hatte er geglaubt, ein Nashorn vor sich zu haben. Natürlich hätte der Spaß sich in bitteren Ernst verwandeln können, denn Warzenschweine sind sehr wehrhafte Tiere, und es ist nicht selten vorgekommen, daß bei einem Zweikampf zwischen Leopard und Warzenschwein die gefleckte Raubkatze den kürzeren zog oder sogar auf dem Kampffeld blieb.

Die gefährlichen Waffen des Warzenschweines sind seine Eckzähne, die bei männlichen Tieren bis 35 cm lang werden können. Diese Hauer sitzen paarweise zusammen, jeweils der untere dicht neben dem oberen Eckzahn, und so schleifen sie sich gegenseitig messerscharfe Kanten. Es sind also lange, spitze und an ihrem Ende leicht eingebogene Dolche, über die das Warzenschwein als Waffe verfügt.

Es war ebenfalls im Gebiet des Manyarasees, am Fuße der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe, wo ich den Angriff eines Adlers auf einen Warzenschweinfrischling erlebte. Es war wohl einer der ersten Spaziergänge, den die vier reizenden kleinen Frischlinge mit ihren Eltern unternahmen. Die Mutter lief voraus. Ihr folgten im Gänsemarsch die vier Jungen, und die Nachhut hatte der Vater übernommen. So trottete die Familie durch das niedrige, von der Sonne ausgedörrte Gras, als plötzlich ein Adler herabstieß, um eines der Jungen zu fassen. Blitzschnell war auch schon der Keiler zur Stelle und stieß, seinen schweren Schädel hochwerfend, nach dem Raubvogel, der nur um Zentimeter

den gefährlichen Dolchen entgehen konnte und es nicht wagte, einen zweiten Angriff zu starten. Wenige Sekunden später waren Mutter und Kinder unter der Erde verschwunden.

Warzenschweine verbergen sich nämlich nachts in Erdhöhlen, in denen sie auch ihre Kinder zu Welt bringen. Meistens sind es die Höhlen der Erdferkel, die sie als Unterschlupf wählen. Solche Höhlen sind in ausreichender Zahl vorhanden, weil das Erdferkel hauptsächlich von Termiten lebt und deshalb auch gezwungen ist, um an seine Nahrung heranzukommen, tiefe Stollen in die Erde zu treiben. Diese Gänge benutzen die Warzenschweine als ihre Schlafquartiere. Sie sind in diesem Unterschlupf auch vor dem Löwen sicher, der ihnen gern nachstellt. Manchmal werden die Gänge vom Erdferkel zu Höhlen erweitert, wo es wahrscheinlich – seine Lebensweise ist noch unbekannt – die Jungen aufzieht. In diesen Höhlen wurden Temperaturen von 30 Grad und eine Luftfeuchtigkeit von 90 Prozent gemessen. Diese Feststellungen veranlaßten uns, im Dresdner Zoo das Häuschen der Warzenschweine an das im Sommer wie im Winter gut geheizte Terrarium anzubauen und mit großen Heizkörpern zu versehen. Wir waren der Meinung, daß die geringen Aufzuchterfolge, die leider bei der Haltung von Warzenschweinen in zoologischen Gärten zu verzeichnen sind, ihre Ursachen in den zu niedrigen Temperaturen der Tierhäuser haben könnten, denn meistens wird das Warzenschwein im Antilopenhaus gehalten, wo die Innentemperatur kaum 18 Grad übersteigt. Aber diese Maßnahme änderte nichts an dem sehr rabenmütterlichen Verhalten unserer Warzenschweine. Sie war auch an ihrem zweiten Wurf nicht interessiert, betreute ihre Jungen schlecht und fraß sogar einige auf. Der Versuch, Warzenschweinfrischlinge mit der Milchflasche künstlich aufzuziehen, mißlang ebenfalls. Wahrscheinlich hatten wir die Flaschenkinder zu spät von der Mutter weggenommen, denn sie waren schon zu schwach, und außerdem bestand der Verdacht, daß sie von der Mutter getreten worden waren und innerliche Verletzungen davongetragen hatten. So galt es also, neue Überlegungen anzustellen, wie die Umwelt unserer Warzenschweine so verändert werden könne, daß beim dritten Wurf der Brutpflegeinstinkt der Mutter geweckt wird. Hatten wir bisher den Keiler zwar getrennt von der Bache, aber doch für sie sichtbar untergebracht, so beschlossen wir nunmehr, zwischen seinem und der Bache Käfig eine Holzwand zu errichten. Außerdem veränderten wir auch den Speisezettel. Der Anteil tierischen Eiweißes wurde erhöht. Sie erhielt mehr Fleisch. Und siehe da, es klappte. Anfang Juni dieses Jahres warf unsere Warzenschweinemama vier Junge und zog sie vom ersten Augenblick an auf. Wir halten auch heute noch den Vater getrennt, hoffen aber, daß er sich gegenüber seiner Familie bei einem späteren Zusammentreffen gut benehmen wird. In der Literatur wird nämlich angegeben, daß Warzenschweine in Familien leben, und das fand ich auch durch eigene Beobachtungen auf meinen Ostafrikareisen bestätigt.

Ob jedoch der Keiler auch bei der Geburt in dem unterirdischen Bau ist, oder ob er für einige Tage von der Bache aus der Wochenstube hinausgeworfen wird, kann niemand sagen. Darüber fehlen uns noch entsprechende Beobachtungen in freier Wildbahn. Ich habe aber selbst gesehen, daß eine Warzenschweinfamilie, deren Kinder etwa sechs Wochen alt waren, gemeinsam in einem Bau unter der Erde verschwand. Die Tragzeit liegt bei Warzenschweinen zwischen 125 und 150 Tagen. Es sollen auf dem Haarkleid der Babys Streifen gesehen worden sein, ähnlich dem Kindheitskleid unserer europäischen Wildschweine. Wir konnten jedoch eine solche Zeichnung nicht beobachten. Die Jungen bleiben bei ihren Eltern, bis sie fast erwachsen sind, das heißt, bis sie die Größe ihrer Eltern erreicht haben, denn geschlechtsreif werden sie erst am Ende des zweiten Lebensjahres, und bis dahin haben sie die Familie längst verlassen. In Rudeln, wie wir es von unseren Wildschweinen gewöhnt sind, trifft man sie nie an, höchstens im Familienverband.

Seinen eigentümlichen Namen hat das Warzenschwein nach den Hautgebilden am Gesicht erhalten. Diese seltsamen Auswüchse werden beim männlichen Tier viel größer als beim Weibchen und kommen übrigens nicht nur beim Warzenschwein, sondern auch bei anderen Schweinearten vor. Eine besondere Funktion dieser Warzen ist nicht bekannt. Beim Warzenschwein treten deutlich zwei Paar dieser zapfenartigen Warzen hervor, das eine Paar liegt zwischen den Mundwinkeln und den Augen, und das andere Paar sitzt unter den Augen. Außerdem liegt zwischen diesen beiden, jedoch bedeutend tiefer, eine lange, schwellenförmige Warze.

Einen seltsamen Anblick bieten äsende Warzenschweine. Sie lassen sich dabei nämlich auf die Handgelenke herunter und rutschen in dieser Stellung auf dem Boden lang, wobei sie, wie das fast alle Schweine zu tun pflegen, den Boden mit dem Rüssel aufwühlen. Sie können aber auch regelrecht grasen, ohne dabei den Boden zu verletzen. Obwohl sie wie alle Schweine Allesfresser sind, ernähren sie sich in freier Wildbahn vorwiegend von pflanzlicher Kost. In der Trockenzeit ist allerdings der Tisch für alle Pflanzenfresser der Steppe sehr kärglich gedeckt. Ich sah zu dieser Zeit riesige Gebiete, in denen das gelbe ausgedörrte Gras bis auf wenige Millimeter über dem Boden abgeäst worden war. Wahrscheinlich wird sich dann auch der Anteil an tierischer Kost bei den Warzenschweinen vermehren. Sie werden dann gern Kröten, Echsen, wahrscheinlich auch kleine Säugetiere, wie Ratten und Mäuse, verzehren und ihren Hunger auch an Tierleichen mit stillen. Die Untersuchungen des Mageninhalts erlegter Warzenschweine haben jedoch bisher vorwiegend pflanzliche Kost bestätigt, wobei Früchte und Gras den Hauptanteil bilden sollen. Aber derartige Untersuchungen sind natürlich immer von der Jahreszeit abhängig, in der sie vorgenommen werden, und ich bin überzeugt, daß der Speisezettel der meisten Pflanzenfresser sich jahreszeitlich sehr ändert.

Das ist mit bedingt durch das Angebot der Natur. Wenn es in den tropischen Gebieten unserer Erde auch keinen Frühling, Sommer, Herbst und Winter gibt, sondern eben den Wechsel zwischen Regen- und Trockenzeit – ausgenommen sind davon nur die feuchtheißen Regenwälder, die mehr eine Tageseinteilung haben –, so gibt es doch auch dort Zeiten des schnellen Wachstums und der Ruhe. Überraschend ist für jeden, der es zum ersten Mal erlebt, das plötzliche Ergrünen der trockenen Steppe nach dem ersten Regenfall. Die schlafende Pflanzenwelt erwacht zu neuem Leben: aus dem Boden sprießen Gras und Kräuter hervor, und die Kronen der Bäume, die eben noch kahl wie bei uns im Winter standen, hüllen sich in frisches Laub. In diesen Wochen werden auch die meisten Jungtiere geboren, denn jetzt gibt es genügend Nahrung für ihre Mütter, die für die Milchproduktion sorgen müssen. Es ist eine vitaminreiche Kost, die ihnen jetzt zur Verfügung steht. Damit ist aber auch der Tisch für die Fleischfresser reichlich gedeckt. Hyänen und Schakale, die sich in der Trockenzeit wohl vorwiegend von den Überresten der Löwenmahlzeiten ernähren mußten, können jetzt selbst frische Beute machen, denn unter den Jungtieren finden sie manches Opfer. Die Elefanten, die sich in die Wälder der Berge zurückgezogen hatten, kommen in die Ebene herab und äsen das frische Gras. Leider wissen wir jedoch über diesen Rhythmus im Tierleben noch viel zuwenig; eine bedauerliche Lücke in den Kenntnissen der Biologie, die besonders der Tiergärtner spürt.

Leider steht das Schwein bei uns – so begehrt auch sein Fleisch ist – in keinem guten Ruf. Professor Giebel schrieb 1855: „Die Schweine zeichnen sich durch große Gefräßigkeit, störrisches Wesen, Stupidität und Unreinlichkeit aus...“ Diese Feststellung trifft jedoch auf die wilden Schweine keinesfalls zu. Wir hatten bei unseren Begegnungen mit Warzenschweinen in freier Wildbahn eher den Eindruck, daß sie auffallend sauber sind. Ihre nur gering behaarte Haut zeigte keine Schlammkruste, wie man sie auf dem Körper des Nashorns oft entdecken kann, das sich gern in der Suhle wälzt. Sie betreiben auch eine intensive Hautpflege, indem sie sich an Termitenhügeln scheuern. Manchmal sah ich unsere Warzenschweine im Zoo sich während der Mittagszeit ein warmes Bett im Sande wühlen, wobei sie, ihre Hauer als Schaufeln benutzend, sich Sand über den Körper warfen, ähnlich dem Elefanten, der sich mit dem Rüssel Erde auf den Rücken wirft. Es ist also wahrhaftig kein Grund dafür vorhanden, mit dem Gefühl des Ekels am Gehege dieser interessanten Tiere vorüberzugehen, weder der Warzen wegen, die keine Warzen sind, noch der sprichwörtlichen Unsauberkeit wegen, denn die gilt höchstens für schlecht gehaltene Hausschweine, und da trifft die Schuld den Menschen. Sagt doch Professor Giebel auch: „... und dennoch gedeihen sie in gezähmtem Zustande nur gut, wenn sie stets reinlich gehalten werden, durch öfteres Baden, frische Streu und fortwährende Reinigung des Stalles.“

TIERGEBURTEN IM DRESDNER ZOO

Im Zoologischen Garten Dresden wurden folgende Tiere im Zeitraum vom 1. Juli 1962 bis zum 31. Oktober 1963 geboren und aufgezogen:

- | | |
|--|--|
| 1 Orang-Utan
(starb leider nach 10 Monaten infolge eines angeborenen Herzfehlers) | 6 Hirschziegenantilopen
(die Hirschziegenantilopenherde ist nunmehr auf 13 Tiere angewachsen) |
| 1 Hulmanaffe
(nur selten in zoologischen Gärten zu sehen) | 1 Tur |
| 1 Klammeraffe
(höchstwahrscheinlich die erste Nachzucht in einem europäischen Tiergarten) | 2 Indische Hängeohrziegen |
| 2 Grantzebras
(die Zebrastute „Suse“ hat bisher 5 Fohlen geboren) | 1 Ceylonisches Zwergzebu |
| 1 Tapir
(1. Tapirgeburt seit 1945 im Dresdner Zoo) | 1 Watussirind |
| 4 Shetlandponys | 1 Rotbüffel
(das 3. Kalb in der Zuchtgruppe) |
| 2 Sardinische Esel | 1 Hornloser Yak |
| 1 Alpaka | 2 Kaukasische Zebus |
| 1 Guanako | 4 Warzenschweine
(diese Wildschweinart aus Afrika ist bisher nur sehr selten in zoologischen Gärten gezüchtet worden) |
| 1 Elenantilope | 1 Schwarzer Panther |
| 2 Weißbartgnus
(die Weißbartgnukuh „Kili“ brachte bisher 5 Kälbchen zur Welt) | 4 Timberwölfe |
| 3 Nilgauantilopen | 4 Rote Riesenkänguruhs |
| 1 Muntjak | 2 Derbykänguruhs |
| | 1 Bergkänguruh |
| | 4 Kanadagänse |
| | 4 Indische Streifengänse |
| | 4 Kuhreier |
| | 3 Mönchssittiche |
| | 3 Griechische Landschildkröten |
| | 6 Sumpfschildkröten |

Beobachten und erleben auch Sie das Aufwachsen unserer Tierkinder. Eine günstige Gelegenheit ist der Erwerb einer Jahreskarte für den Dresdner Zoo.
